

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-351783](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-351783)

Kalender für Zeit und Ewigkeit.

Die Temperamente.

Das melancholische oder schwerblütige Temperament.

Mit Gruß und Handschlag komme ich wieder zu dir, lieber Leser oder liebe Leserin, um dir für einige Winterabende die Langeweile zu vertreiben. Im vormjährigen Kalender habe ich dir fürsliche Personen und vornehme Kriegsleute vorgeführt; das hat das heißblütige Temperament so mit sich gebracht, obwohl ich eben so gut einen Dorfpascha hätte abzeichnen können. Auch dursten leichtfertiges Gesindel und gute Kerle böse Possen treiben und ihrem Muthwillen die Zügel schießen lassen, denn was ließe sich von einem leichtblütigen Temperamente anders erwarten? Dieses Jahr kommen andere Dinge zum Vorschein. Der Kalender will dich diesmal nicht zum Lachen, sondern zum ernstlichen Nachdenken bringen, er will dich nicht lustig, sondern schwermüthig machen. Bist du zu Melancholie geneigt? Ich bin noch wenig für schwerblütig und schwermüthig verjollt, dagegen schon oft zu der Gesellschaft des lustigen Gregori gezählt worden, und doch habe ich, gleich andern Menschen, auch meine schwerblütigen Stunden und Tage und es sind diese nicht die schlimmsten. Ein Melancholikus von Natur aus sieht Alles immer schwarz und lacht nie, außer wenn ein Haus einfällt, während ein anderer Christenmensch auch für das Gute und Schöne in der Welt nicht taub und blind ist. Das Klima und die Jahreszeit üben auch einen Einfluß auf die Gemüthsstimmung, und die Gelehrten behaupten, im Norden, wo die Sonne nur matte Strahlen auf die Erde wirft, wo es einige Monate lang nie recht Tag wird, wo der Boden nur einige Wochen aufgefriert, da seien die Leute viel schwerblütiger und trübsinniger, als bei uns. Ich bin noch nie dort gewesen, habe aber schon Liebeslieder von dort her singen gehört, die fast wie Lamentationen klangen. Ja in unserm eigenen Lande, das sich doch nicht über viele Himmelsstriche erstreckt, ist der Unterschied merklich genug. In der Gegend wo ich dieses schreibe, sind die Leute weit bedächtiger, zurückhaltender, mißtrauischer und verschlossener, als am weinreichen Kaiserstuhl, am schönen, fröhlichen See und drunten in der segneten Pfalz. Natürlich. Wie könnte Einem das Blut rasch und feurig durch die Adern rollen, wenn er in den ge-

genwärtigen Mai hinausgeht mit seinem ewig grauen Himmel, seinem eisigen Regen und schneidenden Nordwind. Wenn er sein Auge gleiten läßt über die pelzfarbigen Wiesen und die dünnen, gelbspizigen Saaten? Wer sollte nicht sauerköpfig werden in einer Landschaft, wo es keine vier Jahreszeiten gibt, sondern nur zwei Winter, einen ganz kalten und einen halb kalten, wo man in dem einen Schnee schaufelt und im anderen heuet oder ärndtet?

Auch die Lebensart und Beschäftigung äußert ihre Wirkung auf dieses Temperament; die Schuster, Weber, Näherinnen und wer sonst viel sitzt, sind ihm mehr unterworfen, als solche, welche in freier Luft arbeiten und mehr Abwechslung in ihren Geschäften haben. Eben so haben in der Regel die Fleisshesser und Weintrinker feurigeres und rascheres Blut im Leibe, als die Kartoffelschmauser und Milchvertilger. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß solche, die sich, wie die Kinzigthaler es heißen, oft überweinen, das heißt sich dem Sausen ergeben, gar leicht in gelinde Melancholie und zuletzt in den Säuserwahnsinn fallen, was eine wüste Krankheit ist, die selten ein Doktor kurirt. Auch gehören daher jene bleichsüchtigen, liebesiedigen Romanenleserinnen, welche sich in ihren Köpschen eine ganz andere Welt aufgebaut haben, als sie in der Wirklichkeit zu finden, und die deshalb auch mit der ganzen Welt unzufrieden sind für diese Erde zu gut und gefühlvoll halten und geisterhaft in das trockene kalte Leben hinauslugen. Sie meinen, solche Empfindungen, solche Gefühle, solche Sehnsucht und Liebesindrunst habe seit den Tagen Adams in keinem Menschenherzen gewohnt und werde in alle Ewigkeit in keine Menschenbrust mehr einziehen; weil sie ihres gleichen nirgends zu finden vermögen, so fühlen sie sich unverstanden, vereinsamt, verlassen und grenzenlos unglücklich. Läßt sich so ein blasser Engel herab, einem leibhaften Erdensohn die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, wozu sie sich un schwer verstehen sollen, so läßt der Mann sich ein schweres Kreuz auf und ist geplagt sein Leben lang. Darum ist die Faulenzerei und Romanenleserei nichts nutz und führt ins Verderben, und thäten solche Geschöpfe besser, an den Heerd und den Waschkübel zu stehen und im Garten zu handthieren. Von besserem Schlage, aber auch schwerblütigen Temperaments, sind diejenigen, von welchen man zu sagen pflegt: „Stille Wasser gründen tief.“ Solche sind entweder sehr tugendreich, oder sehr verworfen, je

nach dem auf dem Grunde ihrer Seele Gott ruht oder die Welt.

Endlich spielt bei diesem Temperamente auch das Alter und Geschlecht seine Rolle. Jüngling und Jungfrau haben ihre gewissen Jahre, wo ein Anflug von Melancholie über sie kommt, und das Alter macht oft so bittere Erfahrungen an sich selber, und an der Welt, daß die Schwermuth fast nicht ausbleiben kann. Am traurigsten nimmt sich die Melancholie bei Kindern aus, bei denen sie aber auch selten gefunden wird. Ueberläßt sich ihr ein Mann, so steht sie ihm in der Regel häßlich und er gebärdet sich wie ein halber Narr; dem Weibe dagegen sieht sie bis auf einen gewissen Grad schön wie ein Trauerkleid. Im Allgemeinen gilt das schwerblütige Temperament für kein glückliches, und wo so eine verdrückliche, empfindliche, befehlende, alles bekrittelnde, argwöhnische, mißtrauische, gern commandirende und ungeru gehorchende Person wohnt, ist das ganze Haus und die ganze Verwandtschaft mit ihr geplagt und gemartert. Und was es auf sich hat, wenn eine solche Person sich mit ihrer Grübeleien und Scrupulosität auf die Religion wirft und anfängt, die Geheimnisse Gottes zu ergründen und die geheime Offenbarung auszulegen, davon wissen die Beichtväter ein Lied zu singen. Ich glaube, der heilige Franziskus Salesius hat gesagt, bei solchen Personen könne man die Martyrerkrone verdienen. Indes nicht alle Melancholischen sind so unheimlich, widerwärtig und unausstehlich, es gibt unter ihnen auch wahrhaft liebenswürdige. Ihr geräuschloses Walten und Wirken wird zwar von der Welt wenig beachtet und gepriesen, allein ich denke, Gott wird die Sache anders ansehen und das Verborgene ans Licht ziehen. Eine solche, still aber viel wirkende Person war das blinde Dorle, von dem wir jetzt ausführlicher handeln wollen.

Dorles Begräbniß.

Es ist jetzt schon eine hübsche Anzahl Jahre verflossen, seit ich das blinde Dorle auf den Kirchhof begleitet habe. Obwohl es ein unlustiger Novembertag war und der Wind den kalten Nebel in das Gesicht jagte, so daß, wer im Freien sein mußte, die Wohlthat eines warmen Ofens mit einer „Kunst“ zum Sitzen recht schätzen lernte, so war es doch ein ungewöhnlich großer Leichenzug, und wenn die Frau Bürgermeisterin selber beerdigt worden wäre, es hätten ihr schwerlich mehr Weibsbilder die letzte Ehre erweisen können. Und doch war das Dorle mit keinem Menschen im Orte verwandt, nicht einmal

„von sieben Suppen ein Lünkle!“ Und hatte weder Kind noch Regel, weder Haus noch Hof, weder Geld noch Gut, und konnte sich der Waisenrichter die Mühe ersparen, etwas zu versiegeln oder ihren Nachlaß aufzuzeichnen. Und warum doch diese zahlreiche Begleitung zum Grabe?

Einmal war im ganzen Kirchspiel schwer Jemand zu finden, dem das arme Dorle seiner Zeit nicht Wohlthaten und Gefälligkeiten erwiesen hätte, die man ihm auf diese Art vergelten wollte; dann lag eine Art Reiz darin, eine Person von so hohem Alter zur letzten Ruhestätte zu begleiten, man war ordentlich auf die Meinung gerathen, das Dorle werde übrig bleiben; endlich verharteten sie darauf, der Kaplan werde eine Grabrede halten und sie aus derselben Mehreres über die Person erfahren, die so geheimnißvoll war. In letzterer Erwartung wurden sie getäuscht. Der Kaplan predigte nicht und machte kein Hehl daraus, warum er es nicht gethan. Einmal nämlich gibt es für ihn nicht leicht einen widerwärtigern Anblick, als einen Prediger zu sehen, der seinen Vortrag mit Thränen begleitet, und war ihm leid, wenn ihm so etwas passiren sollte, weshalb er auch für gefährliche Zeiten, z. B. den weißen Sonntag, ganz besondere Kunstgriffe in Bereitschaft hält, damit ihm das Herz nicht in die Augen komme. Bei dem Dorle aber hätte er nicht für sich stehen können und alle Kunstgriffe hätten vielleicht nichts verfangen; denn als er die drei Schaufeln Grund auf den Sarg hinunterwarf, wars ihm gerade, als ob seine Mutter in demselben liege. Ein weiterer Grund, der ihn abhielt, lag darin, weil der Inhalt der Rede den Leuten gar so seltsam und unglaublich vorgekommen wäre. Er hätte nämlich geradezu behaupten müssen: „Dieses arme, blinde Dorle, deren Leib hier der einstigen Auferstehung entgegen ruht, ist meines Wissens die reichste und glücklichste Person in der ganzen Pfarrei gewesen.“ Eine solche Behauptung wäre dem leidtragenden, andächtigen Publikum gar zu abgeschmackt und lächerlich erschienen, und es hätte nicht an Ausrufungen gefehlt: „Jetzt gehts doch zu weit; treibt der dicke Herr gar Spaß am Grabe eines unglücklichen Menschen.“ Und doch hätte der Kaplan die reine, baare Wahrheit gesagt. Um daher nicht in den bösen Verdacht zu kommen, die Armuth noch im Grabe zu verhöhnen, sprach er nichts weiter, als wie gewöhnlich: „Wir haben zur letzten Ruhestätte begleitet unsere Schwester in Christo, die Jungfrau Anna Dorothea Ganter, welche Gott nach vielen schweren Heimsuchungen in dem seltenen Alter

von 93 Jahren von dieser Erdennoth abgerufen hat. Laßt uns in christlicher Liebe für ihre arme Seele das gewöhnliche Gebet verrichten.“ Dann hat man fünf Vaterunser gebetet und den Glauben und hernach noch ein Vaterunser für den oder die, der oder die das Nächstemal neben das Dorle gelegt werde, hat das Grab mit Weihwasser besprengt und damit war das Begräbniß zu Ende. Der Nebel war unterdeß zu einem ergiebigen Regen zusammengekommen. Nun war ich von jeher ein großer Liebhaber davon, mich unter diejenigen zu mischen, welche von einer Leichenbegleitung nach Hause ziehen, um die Urtheile über den Verstorbenen zu vernehmen, weil durch dieselben die Ueberlebenden oft einen überraschenden Blick in ihre Seele thun lassen. Daher nahm ich Schutz- und Schirmloser die freundliche Einladung einer wohlbeleibten Frau, zu ihr unter den Regenschirm zu treten, gerne an, obwohl wir beide dadurch der Regenschirmbequemlichkeit ausgesetzt wurden, mit einer Seite des Leibes unter die Traufe zu kommen. Da fielen nun von zarten und unzarten Frauenslippen Aeußerungen wie folgende: „Für das Dorle braucht man keine Seelenmesse zu lesen, das ist von Stund auf in den Himmel gekommen!“

„Man kann bei dieser Leiche kein Leid tragen; es ist dem armen Dorle nur Glück zu wünschen, daß es Gott einmal zu sich genommen hat.“ Ein schnippisches Ding meinte: „Wenn die Einfältigen in den Himmel kommen, so sitzt das Dorle zu oberst darin.“ Einer Frau, die mit einem etwas vierschrötigen Mann verheiratet war, entfuhr der Seufzer: „Wenn ich nur mit dem Dorle tauschen könnte!“ Als ich mich nicht enthalten konnte, zu fragen, ob sie auch bei Lebzeiten des Dorle mit ihm hätte tauschen mögen, brach der ganz Trupp in den Ausruf des Schreckens aus: „Was denken Sie auch, ein solches Elend, solche Verlassenheit! Und dreißig Jahre lang! Und obendrein noch blind! Es schaudert einem die Haut, wenn man nur daran denkt.“ — Die Menschen sind eben seltsame Geschöpfe. Jeder wünscht nach seiner Ablebung der ewigen Freuden theilhaftig zu werden, jeder weiß auch, daß der Weg zu jenen unvergänglichen Freuden ein dornenvoller ist; und doch mag Niemand diesen Weg einschlagen. Jeder Christ bekennt, daß im Kreuze das Heil sei, und jeder murren und klagt und wimmert, sobald sich das Kreuz auf seine Schulter legen will. Jeder möchte mit Christus verherrlicht werden und an seiner ewigen Herrschaft theilnehmen, und keiner mag ihm mit dem Kreuze auf

der Schulter geduldig auf den Kalvarienberg nachfolgen. Jedem ist gesagt, der Weg zum Himmel sei steil und eng und wenige wandeln darauf, und jeder wünscht und macht sich nach Kräften einen Blumenpfad durchs Leben, schlägt die breite, ebene Alltagsstraße ein und scheut sich, den Sonderling zu spielen und nicht zu dem großen Haufen zu halten. Nach seinem Tode wünscht jeder das Loos des armen Dorle zu theilen, aber seinem Geschiede auf Erden mag sich keiner freiwillig unterziehen. Und doch nennen wir uns Jünger desjenigen, der in die Welt hinausgerufen hat: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“

Etwas vom geistlichen Troste.

Weil man, wie eine Leichenbegleiterin sich richtig ausgedrückt, über das Hinscheiden Dorle's kein Leid tragen konnte, so wandte meine freundliche Nachbarin und Schirmherrin ihr Mitleid mir zu, indem sie bemerkte: „Mit so armen, verlassenem Personen müssen doch die Geistlichen ihre liebe Noth haben, und es muß ihnen oft außerordentlich schwer fallen, denselben geistlichen Trost beizubringen. Sie wenigstens habe ich immer sehr bedauert, so oft ich Sie zum Dorle auf Besuch gehen gesehen. Mein Gott, schloß sie, was können Sie denn einer solchen Person sagen, um sie in ihrem Elende aufzurichten?“ Diese Aeußerung der wohlhabenden, aber kreuzbraven und religiösen Frau befremdete mich nicht wenig, wie es überhaupt bei mir in der Galle sich regt, so oft die Ansicht sich geltend machen will, als ob die leiblich Aermsten auch die geistig Aermsten seien, doch erwiderte ich kaltblütig und höflich genug: „Es macht Ihrem guten Herzen alle Ehre, liebe Frau, daß Sie an dem Geschiede der Geistlichen überhaupt und meiner Wenigkeit insbesondere so lebhaften Antheil nehmen, allein mich will doch bedünken, als ob Ihr Mitleiden hier nicht ganz am rechten Plage sei. Denn obwohl allerdings auch die geistlichen Herren das Joch der Kinder Adams tragen, so ist doch ihre Lage und Stellung nicht so gar erbarmungswürdig, ja manche leben recht vergnügt und behaglich in den Tag hinein, wie Sie an ihrem gehorsamen Diener wahrnehmen. Was aber die Mühe und Schwierigkeit betrifft, den Armen und Verlassenen in ihrem Elende und ihrer letzten Noth beizustehen, so ist jedenfalls diese Schwierigkeit bei denselben geringer, als bei den Reichen und Vornehmen, ja beim Dorle hat es mich gar keine Mühe gekostet und habe ich

bei ihr viel mehr Trost und Ermuthigung gefunden, als bei mir. Sie werden es fast übel aufnehmen, aber es ist meine feste Ueberzeugung, wenn, was Gott verhüten wolle, Sie mit einer langwierigen, lebensgefährlichen Krankheit heimgesucht werden sollten, so würde ich bei Ihnen eine viel größere Noth und einen schwereren Stand haben, als beim Dorle.“ Diese Behauptung mußte der guten Frau befremdend klingen; denn sie trat plötzlich einen Schritt zurück, ein Manöver, das zur Folge hatte, daß die Trause des Regenschirms sich über meinen entblößten Kopf und das Gesicht ergoß. Nachdem sie sich wegen ihrer Unhöflichkeit höflichst entschuldigt, sagte sie fast bittend: „Aber Sie scherzen doch bloß; wie wäre denn das möglich?“ — „Die Sache ist sehr einfach, liebe Frau. Sie sind eben mit weit vielfacheren und stärkeren Stricken und Banden an diese Erde gefesselt, als das Dorle; darum würde es auch mehr Zeit und Anstrengung kosten, diese Bande aufzulösen und zu zerreißen. Auch würden Sie trotz ihres christlichen Sinnes bei dem drohenden Schiffbruche auf diesem Lebensmeer begierig nach den Strohhalmen greifen, die man Ihnen zuwürfe, und darüber den einzigen Rettungsbalken außer Acht lassen.“

Oder meinen Sie, es würde so leicht halten, die Bande, durch welche Sie an Ihren Mann und Ihre Kinder gefesselt sind, zu lösen? Und wenn Sie so krank da lägen, da bestürmten Sie Ihre Verwandten und Freundinnen mit ihren Besuchen. Und welche Trostgründe würden dieselben vorbringen, um Sie aufzurichten und zu ermuthigen? Sie würden Ihnen Strohhalme zu werfen, indem sie Ihnen vorerzählten, wie ja Ihre Großmutter 82 Jahre alt geworden und Ihre Frau Mamma noch rüstig sei, wie eine 40jährige, wie erst kürzlich Diese oder Jene an derselben Krankheit darniedergelegen und Alles an ihrem Aufkommen gezweifelt, und wie dieselbe dennoch wieder gesund geworden, man würde Sie vertrösten mit ihrer starken Leibesbeschaffenheit, und den rüstigen Jahren, mit der Geschicklichkeit des Arztes, der liebevollen Pflege und sorgsamem Abwartung: — und all dem würde Ihr Ohr sehnüchtig lauschen, und Ihr Herz würde sich daran fest klammern und darüber ablassen von dem Kreuzbalken, durch den allein Rettung. Das Dorle dagegen war nur mit wenigen dünnen Fäden an diese Erde gebunden, die leicht rissen; ihr hat Niemand leere und unsichere Hoffnungen gemacht und irdischen Trost gereicht, darum hat es auch mit aller Zuversicht und Inbrunst einer gläubigen Seele das Kreuz

Christi umfaßt und sich daran aufgerichtet. Und es war, wie gesagt, gar nicht nöthig, dem Dorle das Kreuz vorzuhalten und es zur Umarmung desselben zu ermuntern; das Kreuz war sein alter Bekannter, in einem langen Leben voll Elend war es mit ihm vertraut geworden und hatte seine Kraft erfahren.“

„Aber warum sind Sie denn so oft zu dem verlassenem Geschöpfe gegangen, und wie haben Sie sich mit ihr unterhalten?“ fragte die Frau.

„Ich bin zu ihr gegangen, um in trüben Stunden Trost und Muth zu holen und habe nebenher noch Vieles von ihr gelernt. Anfangs haben wir Etwas mit einander gebetet; dann hat das Dorle mir aus ihrer Lebensgeschichte erzählt, die für mich vom höchsten Interesse ist.“

„Aber du mein Gott, erwiderte die Frau, was kann denn im Leben einer armen Dienstmagd Interessantes vorkommen, von der man nie gesprochen? Auch scheint das Dorle zu seinem Glück zu stumpsinnig und gefühllos gewesen zu sein, um die Trostlosigkeit seiner Lage recht einzusehen.“

„Das Dorle war wohl schüchtern und schweigsam, aber keineswegs gefühllos und stumpsinnig; vielmehr stand seine Lage und Stellung so lebendig vor seiner Seele, wie wenige Menschen ihre Lebensaufgabe begreifen. In seinem Leben kam freilich nichts vor, was Aufsehen erregt und Lärm verursacht, allein mir ist's doch immer wichtig gewesen, zu vernehmen, welche Gedanken das Gehirn, welche Gefühle das Herz einer so unbeachteten, unbedeutenden Person in Bewegung gesetzt und was ein armes Mädchen oft Alles leiden muß, bis es sterben kann.“

Mittlerweile waren wir zu Hause angelangt und meine Begleiterin äußerte zum Abschied: „Sie haben mich wahrhaftig neugierig gemacht; ich hatte die Person bisher immer für halb blödsinnig gehalten. Schenken Sie mir doch die Ehre Ihres Besuches und theilen Sie mir Einiges aus diesem verborgenen Leben mit.“

Ich versprach, ihrem Wunsche zu willfahren und habe in der That einige Zeit nachher bei ihr einen aufrichtigen Kaffee ohne Falsch getrunken, was nicht überall zu bekommen ist. Da aber in der Zwischenzeit allerlei Stadtneuigkeiten vorgefallen waren, so drehte sich die Unterhaltung um diese und das arme Dorle wurde vergessen. Damit nun aber diese Lebensgeschichte der Welt nicht ganz verborgen bleibt und ich der freundlichen, dicken Frau gegenüber mein Versprechen halte, setze ich sie in den Kalender, wobei ich mir bloß die Freiheit nehme,

das Dorle an meinem jetzigen Aufenthaltsorte wohnen zu lassen, damit ich es besser vor Augen habe, obwohl es ganz wo anders gelebt hat.

Das Dorle sucht einen Dienst.

Es war zur Zeit des siebenjährigen Krieges (sein Großer soll dir sagen, wann dieser gewesen ist,) in der Jahreszeit, wo man die Kartoffeln ausnimmt, als in der alten guten Stadt Bräunlingen gegen Abend eine kleine Wandersmännin müde zum Guspenthor hineinwankte. Scheu und verwundert betrachtete sie eine Weile die hohen steinernen Häuser mit den Ziegelbächern, vergleichen ihr augenscheinlich fremd waren. Unschlüssig, wohin sie ihre Schritte lenkte, schwenkte sie endlich links ab in die Sommergasse hinein, Haus für Haus im Vorbeigehen musternd. Vor des „Romanen“ Haus angekommen, stand sie still und betrachtete dasselbe aufmerksam von Oben bis Unten, als ob sie dem

Hause absehen wolle, ob dasselbe ihr kein Leid zuzüge. Das Haus muß unschuldig und freundlich genug ausgesehen haben, denn die Pilgerin schritt vertrauensvoll unter die Hausthüre, wo sie jedoch wieder zaghaft stehen blieb. Während sie so dastand und offenbar Bedenken trug, die steile Treppe hinaufzu steigen, kam die „Romanin“ mit einer „Gelte“ voll frischgemolkener Milch in den Händen aus dem Stalle durch den Hausgang dahergelaufen, und blieb neugierig und fast erschrocken vor dem fremden Gaste stehen. Gutmüthig, aber dabei hitzig, wie sie war, fragte sie etwas barsch: „Was möchtest du, Kind?“ Dieses antwortete mit leiser, weinerlicher Stimme: „Ich suche einen Dienst.“ — „Du einen Dienst? versetzte die Frau. Was kannst du denn arbeiten?“ — „Ich kann schön flechten und Holz tragen und will gern folgen,“ weinte das Kind, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen. Auf diese Aeußerung des Kindes stellte

die Romanin die Gelte auf den Boden und musterte das Mädchen mit scharfen Weiber Augen. Daß es nicht in der allernächsten Umgebung zu Hause war, verrieth sogleich seine Tracht, fehlte ihm ja sogar der stete Gefährte eines Bräunlinger Weibsbildes — das bunte um den Kopf geschlungene Tuch; vielmehr zeigte der ganze Anzug, daß die Dienstsuchende ein Wälderkind sei. Den Kopf bedeckte eine schwarzseidene Haube mit glitzerndem Boden, lang über den Rücken hinabflatternden Bändern, auf der Haube aber saß ein runder, schmalkrempiger, schwefelgelber Strohhut. Den Hals umschloß ein festanliegendes buntes „Goller“, über welches noch ein dickes, rothgestreiftes, floretseidenes Halstuch gewickelt war. Ein schwarzleinenes Wamms und eine blaue, gefältelte Wifflinghippe, „rothe Stülzhöschchen“ und Schuhe mit dicken Holzsohlen vollendeten den Anzug. In der Hand trug das Kind einen kleinen Bündel, der in eine alte Schürze gepackt war. In diesem Bündel befand sich das einzige Werttagsgewand des Kindes, sammt einem großen Gebetbuch, denn was es am Leibe trug, war sein Sonn- und Festtagsstaat. Das Kind selbst war ungemein zart und schwächlich gebaut, hatte ein blaßes Mondscheingeficht und gutmüthige, träumerische blaue Augen. — Nachdem die Romanin mit scharfem Blicke das Aeußere des Kindes gemustert und dasselbe Gnade vor



ihren Augen gefunden, fuhr sie im Eramen fort. „Wie heißest du?“ — „Dorle und mit dem Schreibnamen Ganter.“ — „Aber wo bist du her, und wie heißen und wer sind deine Eltern?“ — Das Kind nannte als seine Heimath ein von Bräunlingen ungefähr sechs Stunden entferntes Thal und setzte bei: „Meiner Mutter hat man Raglernanni gesagt.“ — „Und was ist dein Vater?“ forschte die Romanin weiter. — „Ich habe nie einen Vater gehabt und die Mutter ist gestorben,“ schluchzte das Kind, während die Thränen über seine bleichen Wangen hinabfloßen. — Auf die Erklärung: „Ich habe nie einen Vater gehabt,“ schrak die Romanin unwillig zusammen, schlug eilig ein Kreuz und schaute das Kind mit finstern Blicke an; allein bei dem Anblicke des gutmüthigen, jammervollen Gesichtchens gewann die weibliche Gutherzigkeit bald wieder die Oberhand und sie fuhr freundlich und mitleidig fort: „Du armes Kind! aber du wirst hungrig und müde sein. Komm mit mir in die Stube; heute bleibst du jedenfalls bei mir. Morgen wollen wir dann sehen, was weiter mit dir anzufangen.“ Damit nahm das Weib die Milchgelte vom Boden, stieg die Treppe hinauf und das Dorle hinkte hintendrein in die geräumige Wohnstube des Roman, wo es sich einem Winke der Hausfrau gehorsam auf die Ofenbank setzte und den kleinen Bündel neben sich legte.

Die Romanin entschließt sich zu einem christlichen Werke.

Zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, vagabundirte allerlei Gesindel über den Wald, und war es gerade nichts Seltenes, daß ein solches Vagabundenkind zur kalten Jahreszeit im Hause beherbergt wurde und sein Nachtlager auf der Ofenbank fand. Und doch erregte Dorles Erscheinen Aufsehen bei sämmtlichen Hausgenossen. Jene Sproßlinge der, Vagabunden nämlich, trugen insgesammt unreinliche, zerrissene Kleider und hatten freche, verwilderte Gesichter, sowie dergleichen Manieren; dieses Mädchen dagegen erschien soweit reinlich gekleidet und sauber gekämmt, und sein Angesicht war so voll Gutmüthigkeit, Bescheidenheit und Schüchternheit, daß sie sich nicht zu überreden vermochten, es gehöre einem so landsahrenden Strolchen. Was sollte aber ein fremdes Kind, das ordentlichen, ehrlichen Leuten angehörte, bei ihnen eine Herberge suchen? — Mittlerweile war der Roman aus dem Stalle gekommen. Kaum hatte auch er einen befremdenden Blick auf das Kind geworfen, so trat die Frau mit dem Abendessen

herein. Zuerst stellte sie auf den mit einem groben, nicht gar saubern Tuche bedeckten Tisch eine mächtige Schüssel voll schwarzer Suppe, stieg auf die Stufen hinter dem Ofen, öffnete über demselben ein Kästchen, langte zwei hölzerne Becken voll Milch aus demselben, welche sie in einen Kübel abrahmte und dann auf den Tisch stellte. Kartoffeln waren damals fast unbekannt und ihre Stelle vertraten eingemachte Rüben, die jedoch nicht täglich aufgetragen wurden. Nachdem sie dieß schweigend verrichtet und aus der Tischlade einen gewichtigen Laib fetten Bohnenbrodes herausgehoben, sowie einen Haufen abgebrauchter Zinnlöffel unordentlich auf den Tisch geworfen, ertönte ihr Kommandowort: Zum Gebet! —

Auf diesen Befehl stellten sich Alle in gewohnter Ordnung um den Tisch, voran drei Kinder, von denen das Älteste noch ein Kleines auf dem Arme hatte, dann Vater und Mutter und beiseits die Magd Crescentia, die man immer noch „Senzele“ titulirte, obwohl sie fünfshühig, vierschrotig und in den Bierzigen war. Auf ein Zeichen der Hausfrau hatte sich das Dorle neben die Kinder gestellt und wurde von ihr mit Falkenangen beobachtet. Die Romanin war nämlich nicht abgeneigt, zu glauben, ein Kind, das „keinen Vater habe“, sei wenigstens ein halber Heide und ein ausgemachter Teufelsbraten. Darum wollte sie jetzt dasselbe beobachten, ob es auch ein christliches Zeichen von sich gebe. Das Tischgebet wurde schludrig und kreischend verrichtet, wie dieß leider gewöhnlich geschieht. Während desselben hatte das Dorle die Händchen gefaltet, blickte unverwandt auf das Kreuzifix in der Stubenecke und bewegte still die Lippen. Nach dem Essen, das mit einer gewissen Hast eingenommen wurde und wobei dem fremden Kinde die warme Suppe sichtlich wohl that, wiederholte sich dasselbe bei einem längern Gebete. —

Daß das Kind nicht laut gebetet, hatte der Romanin nicht sonderlich gefallen, sie argwöhnte, es habe sich nur so gestellt, als ob es bete. Als sie daher ihre eigenen Kinder in die Nebenkammer zu Bette gebracht, setzte sie sich neben das Dorle an den Ofen und beschloß, dasselbe in der Religion zu examiniren. Auf ihre Frage, ob es kein Tischgebet könne, antwortete das Mädchen treuherzig: „Frei lich; aber die Mutter selig hat immer ganz langsam und schön mit mir gebetet.“ Hätte das Kind nicht gar so unschuldig und gutmüthig zu der Frau aufgeblickt, so wäre dieser sicherlich ein hitziges, hartes Wort entfahren; denn sie sah in jener

Außerung einen Tadel ihrer Gebetsweise, was sie nie geduldig hinnahm. So aber sagte sie freundlich: „Bet' einmal das Vaterunser.“ Das Kind faltete die Hände, und sagte langsam, deutlich und andächtig das Vaterunser her. „Kannst du auch den Glauben?“ — Das Kind betete ihn auf dieselbe erbauliche Weise. Dann kamen der Reihe nach die zehn Gebote Gottes, die fünf Gebote der Kirche, die sieben Sacramente, die Hauptsünden, die fünf Hauptstücke des Katechismus, die sieben Stücke, welche um selig zu werden, zu wissen nothwendig; überall war das Kind wohl bewandert, so daß die Romanin ordentlich Respekt vor ihm bekam. „Deine Mutter, sprach sie, hat dich brav beten gelehrt, hat sie dich aber auch zum Folgen angehalten und die Ruthe nicht gespart?“ Darauf antwortete das Dorle unbefangen: „Meine Mutter selig hat mich nie geschlagen; wenn ich böse war, durfte ich nicht bei ihr schlafen.“ — Dieß kam der Romanin allerdings etwas sonderbar vor und sie murmelte von närrischer Affenliebe, doch hatte die Fremde durch ihre Kenntnisse in der Religion so sehr ihr Herz gewonnen, daß sie beschloß, dem Kinde ein besseres Lager anzuweisen, als sie vorher im Sinne hatte. Sie wandte sich zur spinnenden Magd mit den Worten: „Senzele, das Kind könnte zu dir liegen, es scheint nicht gewöhnt, auf der Ofenbank zu schlafen!“ Die Magd, welche dem Gramen beifällig zugehört, warf einen Blick auf das Kind und versetzte: „Das Mädchen kann schon bei mir liegen, es hat kein Ungeziefer.“ —

Auf Dorles Erklärung, daß es sich allein im Finstern nicht fürchte, führte die Frau dasselbe in eine große finstere Kammer im hintern Theile des Hauses. Die Kammer hing und lag voll von Hausgeräthschaften und altem Gerümpel, in einer Ecke stand ein großes zweischläferiges Himmelbett und an dessen unterm Ende ein alter Trog. Auf diesen Trog legte das Kind seine Kleider und sich selber nach der Anweisung der Romanin in das Bett hinten an die Wand. Mit einem „Gelobt sei Jesus Christus“ verließ die Frau das Gemach, konnte sich aber nicht enthalten, auf die Galerie hinauszutreten, welche hinter dem Hause neben der Kammer herlief und daselbst mit weiblicher Neugier durch ein enges, holzvergittertes Fenster zu spähen, was das Kind weiter mache. Und siehe! Kaum war das Kind allein, so kroch es aus dem weitläufigen Bette hervor, kniete vor demselben nieder und verrichtete mit halblauter

Stimme sein Nachtgebet. Nachdem es die gewöhnlichen Gebete hergesagt und die armen Seelen der Barmherzigkeit Gottes empfohlen hatte, betete es auch noch ein Vaterunser für „die guten Leute, die ihm heute das Nachtessen und ein Bett geschenkt“. Das rührte die Romanin bis zu Thränen und sie eilte entschlossen in die Stube; — „Vater, sagte sie zu ihrem Manne, in Gegenwart der Magd, vor der sie kein Geheimniß hatten, Vater, dieses Mädchen behalten wir diesen Winter. Wir müssen doch jemand Fremdes haben; die Katharina soll in die Schule; wenn ich wieder niederliegen muß, könnte das Senzele doch nicht allein herunkommen.“ Der Roman war von Natur aus maulfaul und nicht gewohnt, seinem zungenfertigen, handfesten Weibe zu widersprechen; doch erlaubte er sich die Bemerkung, man wisse ja gar nicht, wer das Kind sei; Bettelkinder können sich verstellen und taugen nicht zum Arbeiten. „Aber du siehst ja, daß das kein Bettelkind ist, meinte die Frau, und am nächsten Sonntag erkundigst du dich bei dem Pfarrer seiner Heimath nach ihm und seinen Angehörigen. Am Samstag Nachmittag läufst du bis aufs „Höchst“, wo du noch Geld zu fordern hast für den Rothblaß, und bleibst dort über Nacht. Am Sonntage frühe gehst du vollends auf den Wald hinein, redest nach dem Gottesdienst mit dem Pfarrer und den Leuten des Kindes, und bis um Betzeit bist du schon wieder mit der Nachricht da. Ich habe keine Ruhe, bis ich Näheres von dem Dorle weiß; du hättest es nur beten sehen sollen.“ Der Roman entgegnete: „Wir wollen darüber schlafen,“ was in seinem Munde so viel hieß, als: Dein Wille geschehe.

Dorle's Stammbaum, oder: Die Sünde ist des Elends Mutter.

Richtig kam der Roman Sonntags um Betzeit von der Reise zurück mit Dorle's Lauffchein und zwei Kronenthalern für dasselbe vom Pfarrer, mit einiger Wäsche und vielen Grüßen von Seiten der Verwandten, aber für seine Frau wußte er viel zu wenig. „Der Pfarrer hat die verstorbene Mutter sehr gelobt und die Verwandten haben sie sehr geschimpft, da mag der Teufel daraus klug werden. Vom Vater will Niemand Etwas wissen. Aber der Pfarrer hat mir das Dorle auf die Seele gebunden, und ich habe ihm versprochen, es gut zu halten.“ So lautete der Bescheid. Wäre statt des einsilbigen, wortkargen Roman seine Frau auf Kundschaft gegangen, so hätte sie zwar in der

Hauptsache nicht viel mehr, aber Umständlicheres erfahren, wie ich's jetzt hersehe. Die Naglernanni war die Mutter des Kindes. Selbige Nanni aber versor frühzeitig Vater und Mutter, und lebte nachher mutterseelenallein bei einem Better im Hinterstübchen. Ihr Brod verdiente sie mit Strohflechten und Wollspinnen, in welsch beiden Kunstfertigkeiten sie als Meisterin galt. Sie war ein kleines, liebenswürdiges Geschöpf, und man konnte bei ihrem Anblicke wohl fragen, wie sich eine so zarte Gestalt, eine so schön gewölbte Stirne, so sinnige, leuchtende Augen, ein so fein geschnittener Mund, und diese weichen, kleinen Händchen in diese Lannemwälder verirrt haben. Ganz ausgezeichnet war ihre Stimme und es klang süß wie Flötentöne, wenn sie Sonntags in der Kirche vom Chore herab dem gegenwärtigen Gott Lob und Preis sang. —

Und wie sie schön und makellos war am Leibe, so nicht weniger an der Seele. Still, bescheiden und anspruchlos lebte sie in ihrem Stübchen, kein liebloses Wort, viel weniger eine rohe, unanständige Aeußerung kam über ihre Lippen; nie wurde sie bei Lustbarkeiten gesehen, welche dem jugendlichen Herzen gerne Gefahr drohen; ihre Besuche waren fast ausschließlich auf das Haus Gottes beschränkt, Gebet ihre Lust und Freude, und oft vereinigte sie sich in heiligen Mahle mit ihrem Heilande. Die feindseligsten und giftigsten Zungen im Thale wußten keinen Makel auf sie zu bringen. Hatte denn dieses brave Mädchen auch Feinde? Unter dem jungen Volke gar viele; nur die Alten hatten ihr Wohlgefallen an dem frommen Kinde, und hielt namentlich der greise Pfarrer große Stücke auf sie. Den Buben war es ärgerlich, daß die Nanni in ihrem Benehmen etwas so Apartes und Bornehmes hatte, so daß sie in ihrer Gegenwart ihre plumpen Spässe und Zweideutigkeiten vorzubringen sich nicht getrauten; ja der Wein hätte schon tüchtig im Kopfe pulstren müssen, bis es Einer gewagt hätte, sie zum Tanze aufzufordern. Sie nannten sie spottweise: Prinzessin Anna. Den Weibsbildern, welche gern der Erde Freuden genoßen und mitmachten, war sie zu fromm und eingezogen; sie hießen sie Betschwester. Aber auch die Betschwestern mochten sie nicht wohl leiden, weil sie mit der argen Welt arglos verkehrte und nicht immer über Gottlosigkeit klagte, weil sie unter den Geistlichen keinen Unterschied machte, sondern Jeden für einen Diener Jesu Christi ansah, und weil sie über religiöse Dinge und Seelenzustände

nichts und überhaupt wenig redete. Diese behaupteten, die Nanni sei nur so halb und halb, nicht ganz durchgebacken, nicht ganz und gar von der Gottseligkeit durchdrungen. So war Dorle's Mutter, ehe sie Mutter wurde. —

Der Apostel sagt: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle.“ Die Nanni scheint, diese Warnung vergessen zu haben. Auf einmal verbreitete sich das Gerücht, es sei mit der Nanni nicht richtig. Das Gerücht ging erst leise und murmelnd, wie ein fernes Donnerwetter; aber immer näher und schrecklicher zog es sich zusammen und entlud sich fürchtbar über dem Haupt des unglückseligen Mädchens. So Etwas war, seit Menschengedenken, im Thale bei einer Bürgerstochter nicht vorgekommen, und nun gar eine Kirchensängerin, eine Betschwester! Die sittliche Entrüstung schleuderte ihre Verwünschungen über die vermeintliche Heuchlerin; die Schadenfreude erhob ein lautes Hohngelächter, die Rohheit ergoß sich jubelnd in muthwilligen Spott. Ein solches Ereigniß galt damals mit Recht nicht bloß, wie heutzutage, für ein Unglück, sondern auch für Sünde und Aergerniß. —

Die Geschichte des Falles der armen Nanni gehört nicht in den Kalender, so lehrreich sie wäre. Auch will ich nicht umständlich ausmalen, wie sie zur Strafe im Strohkranze vor der Kirche gestanden, wie die Mädchen gekichert, gelacht und die Nase gerümpft, und die Buben unter Hohn und wildem Hurrahruf sie umtanzt haben; ebenso wenig, auf welsch rohe, unmenschliche Weise die Arme von den Anverwandten mißhandelt worden, weil sie solche Schande über die Familie gebracht, und mit welcher Geduld sie Alles ertragen: — aber von einem Besuche, der ihr sehr schwer fiel, und doch den ersten Trost brachte, will ich reden. Dieß ist ihr

Besuch im Pfarrhause.

Was die Leute eigentlich am meisten ärgerte, war der Umstand, daß aus der Nanni weder herauszufragen noch herauszuschlagen, mit wem sie sich vergangen. Man versuchte es sogar mit Güte und Schmeicheleien, aber es war nichts herauszubringen; der gewandteste Untersuchungsrichter wäre zu Schanden geworden. Man rieth hin und her, kreuz und quer, aber auch die allerfeinste Spürnase vermochte nicht zu einer Entdeckung zu gelangen, die auch nur den geringsten Schein von Wahrscheinlichkeit dargeboten hätte. Es brachte die Weiber fast zum Verzweifeln. Am Ende tröstete man sich

damit, sie werde vor dem Pfarrer und Obervogt ihre Hartnäckigkeit ablegen und dann das Nöthige bekannt werden. In der That zitterte sie auch eines Tages der Messner in den Pfarrhof. Wie preßte ihr dieser Befehl die Brust zusammen! Wie schlug ihr Herz so laut und angstvoll! Wie hatte sie schon lange her vor diesem Gange gezittert! Und doch mußte er unternommen werden; ja sie fühlte, sie werde Erleichterung finden, nachdem er vorüber. Sonst hatte sie den Pfarrer nicht gefürchtet, vielmehr war es ihr erwünscht, wenn sie ihm zufällig begegnete. Der alte Mann hatte immer ein freundliches Wort für sie. Aber jetzt sollte sie schuld- und schmachbedeckt dem Manne unter die Augen treten, der ihr von Kindheit an so viele gute Ermahnungen gegeben, dem sie bei der ersten heiligen Kommunion das feierliche Versprechen abgelegt, das Kleid der Unschuld unbesleckt vor den Richterstuhl Gottes zu bringen, der ihr, da Vater und Mutter schnell nacheinander wegstarben, mit Trost und Rath und That so väterlich an die Hand gegangen und dem sie bisher mit freudigem Vertrauen ihr Herz bis in die geheimsten Falten enthüllt hatte. — Sie mußte all ihre Kraft aufbieten, um auf dem Wege zur Pfarrwohnung nicht umzustinken. Als sie in das Zimmer ihres Seelsorgers trat, erschien sie leichenbläß, mit verstörten Gesichtszügen, die Hände über die Brust gefaltet, am ganzen Leibe erzitternd, nicht fähig, ein Wort hervorzustammeln. Kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten, der Pfarrer sah es, aber er hieß sie nicht sitzen. Er war in der tiefsten Seele empört über die scheinheilige Gleißnerei, welcher auch er das Mädchen für schuldig hielt, und hatte sich vorgenommen, mit dem ganzen Ernste und der mark- und beinzermalmenden Schärfe des göttlichen Wortes ihr Gewissen zu erschüttern und mit dem Schrecken der Ewigkeit ihre Seele zu durchdringen. Seine Anrede war auch im Anfange heftig, hart und vorwurfsvoll. Allein je länger er die stumme Jammergestalt mit dem unendlichen Schmerz auf dem Angesichte betrachtete, die kein Wort der Entschuldigung oder Vertheidigung hören ließ, desto sanfter und gelassener wurde seine Stimme, desto milder die Borwürfe, und zuletzt gestalteten sich, ohne daß er es wußte und wollte, die Worte der Strafe in Worte des Trostes und der Aufrichtung für das zerschlagene Gemüth. Als er ihr Gewissen genugsam erschüttert und ihr Herz erweicht glaubte, trat er in seiner vollen priesterlichen Würde vor sie hin und sprach mit feierlichem Ernste: „Und nun beschwöre ich dich

bei dem allmächtigen Gott, nenne mir deinen Verführer. Du bist es der geistlichen und weltlichen Obrigkeit schuldig, damit der Schuldige die verdiente Strafe empfangt; du bist es dir und dem Kinde schuldig; denn wenn es irgend möglich, muß er dich vor der Welt zu Ehren bringen und dem Kinde einen ehrlichen Namen verschaffen.“ — Bei den letzten Worten zuckte ein wilder Schmerz über das Gesicht der Ranni, schluchzend fiel sie vor dem Priester auf ihre Kniee: „Ich habe vor den Andern geschwiegen, nicht aus Eigensinn und Hartnäckigkeit, sondern weil ich meine schwere Sünde durch Reden noch zu vergrößern fürchtete. Aber vor Ihnen habe ich kein Geheimniß; wenn Sie es dann für gut finden, mögen Sie dasselbe bekannt machen, mir ist es unmöglich.“ Nun erzählte sie ihm die Geschichte ihres Fehlers, offen und einfach, ohne Verschönigung und Bemäntelung, wie vor Gott. Während die Ranni erzählte, muß in der Seele des Pfarrers Merkwürdiges vorgegangen sein. Zuerst verdüsterte sich sein Gesicht, dann fuhr eine Zornesröthe über dasselbe und sein Auge flammte voll Entrüstung, hernach brückte er beide Hände krampfhaft auf die Brust, als ob er eine gewaltige Aufregung niederkämpfen wollte. „Das ist ja entsetzlich“, sagte er, nachdem das Mädchen seine Geschichte beendet, kniete auf den Betsthemel vor dem Kreuzfix und betete lange. Nachdem er sich im Gebete gesammelt, nahm er das Mädchen bei der Hand, hob es auf und sprach tief bewegt: „Du mußt schweigen, wie das Grab, mag über dich kommen, was will. Das Aergerniß wäre zu schrecklich. Gott sei Dank, du trägst weniger Schuld, als ich gefürchtet. Aber Wehe dem Menschen, der Eines der Kleinen ärgert“, dann setzte er im Tone inniger Theilnahme hinzu: „Ranni! Gott wird dir um deiner Reue und der Unerfahrenheit deiner Jugend willen die Sünde vergeben, aber du wirst deinen Fehltritt bitterlich büßen müssen. Ich will mit deinen Leuten reden, damit sie dich weniger quälen, und auch beim Obervogt will ich deine Sache ausfechten. Nimm die Züchtigung aus der Hand Gottes demüthig und geduldig an, sie gereicht dir zum Heile. Gott sei dein Trost und deine Stütze in deiner schweren Verlassenheit.“ — Damit wollte er das Mädchen entlassen, dieses aber sah flehentlich zu ihm auf: „Ich will gerne Alles dulden und tragen, ich hab's ja verdient; aber verzeihen Sie mir das große Herzeleid, das ich Ihnen für Ihre Liebe und Wohlthaten zugefügt, und verschmähen Sie nicht, für die Sünderin zu beten.“ Der greise Priester reichete dem

Mädchen gerührt die Hand und sagte: „Ich verzeihe dir von Herzen und will Gott bitten, daß er dir auch verzeihe und dich wieder als sein Kind aufnehme.“ — So kehrte die Nanni, wie sie geahnt, erleichtert und getröstet von dem schweren Gange in das einsame Stübchen zurück. Die freundlichen Worte des Seelsorgers waren wie ein milder, kühlender Thau wohlthuend auf den brennenden Schmerz ihrer Seele gefallen. — Nach diesem Besuche im Pfarrhause stattete sie daselbst später nur noch einen einzigen ab, dessen Veranlassung ich auch gleich hier erzählen will. Zur Zeit nämlich, da das Dorle das Laufen probirte, kam eines Abends der Postbote in's Stübchen mit einer schweren Geldrolle, die an die Anna Ganter adressirt war. Verwundert öffnete diese die Rolle, aber es lag kein Brief dabei. Dagegen fanden sich inwendig auf dem Papier, in welches das Geld eingewickelt war, die drei Worte geschrieben: Für unser Kind. Als die Nanni diese Worte erblickte, war es gerade, als ob sie eine Ratter gestochen, mit solcher Hast und Hefigkeit schleuderte sie das Geld von sich. Darauf verfiel sie in ein trostloses Weinen und hatte eine Nacht voll fieberhafter Träume. Am Morgen aber trug sie das Geld zum Pfarrer mit der Bitte, dasselbe fortzuschicken; er wisse schon wohin. Der Pfarrer meinte, für sich dürfe sie zwar das Geld nicht behalten, aber er selber wolle dasselbe in Verwahrung nehmen und für das Dorle nutzbringend anlegen; das Dorle werde es seiner Zeit wohl brauchen können. Allein die Nanni widersezte sich entschieden diesem Vorschlag: „So lange ich lebe, soll es dem Dorle an nichts managen, bin ich gestorben, so wird ihm Gott weiter helfen; aber an diesem Blutgeld soll es keinen Theil haben, es würde ihm zum Verderben gereichen.“ Der Pfarrer gab der Drängerin nach und sandte das Geld dahin, woher es gekommen, und ist später keines mehr geschickt worden.

Etwas von der Fallsucht.

Wir wollen jetzt die Nanni und ihr Dorle eine Weile in Ruhe lassen und von etwas Anderem reden, worauf mich die Geschichte der Nanni gebracht hat. War damals ein solches Ereigniß in Landgemeinden eine Seltenheit, so kann man dieß in unseren Tagen nicht mehr behaupten. Galt die Sache damals für eine schwere Versündigung und für ein Unglück dazu, so wollen zwar unsere Leute von der Versündigung vielfältig nichts hören, aber als ein Unglück wird sie doch angesehen. Noch

immer erachtet es die Familie für eine Schmach und Schande, die Mutter weint und jammert, der Vater flucht und thut wüst, und der Hausfriede wird oft auf immer gestört; noch immer ist ein solcher Umstand dem gefallenem Mädchen hinderlich an seinem fernern Fortkommen und seiner Versorgung; was endlich das Schlimmste ist, auch die Gemeinde wird gar häufig in's Mitleiden gezogen. Solche Mütter ohne Männer sind in der Regel arm, oft blutarm, elternlose Dienstboten, welche den letzten Kreuzer des Lohnes auf Putz und Kleider verwendet haben. Nun versteigert die Gemeinde, fast dem Christenthume zum Hohn, die Kinder an den Wenigstnehmenden, wie ein Stück Weg, wobei dann der Fall eintritt, daß der arme Mann mit sieben Kindern und die dürftige Wittwe ihren sauer erworbenen Groschen zum Unterhalte dieser versteigerten Geschöpfe beitragen muß, was natürlich Unzufriedenheit erregt. Die Mütter aber werden fortgeschickt in den Dienst, kommen nach einiger Zeit wieder, und die alte Geschichte geht von Neuen an und wiederholt sich öfter. Zuletzt bleibt die Mutter auch da und fällt der Gemeinde zur Last und so pflanzt sich das Uebel wie wucherndes Unkraut in immer größerem Maasstabe auf spätere Geschlechter fort. Sehr begreiflich.

Bei solchen Mädchen ist einmal die natürliche Schranke der Scham und Zucht durchbrochen, sie haben einige Zeit in der Gewohnheit des Sündigens gelebt; nun werden sie in dieselben Verhältnisse, in dieselbe Aufsichtlosigkeit, in dieselben Bekanntschaften und Versuchungen hinausgestoßen, — wie vermöchte unter solchen Umständen das jugendliche Herz der Lockung zum Bösen zu widerstehen? Und doch sind diese unglückseligen Geschöpfe beim ersten Falle oft mehr zu bedauern, als zu verdammen. Jung und arglos hinausgekommen, unbekannt mit den Künsten der Verführung, werden sie eine Beute des Lasters und thun den ersten Schritt zum zeitlichen und ewigen Verderben, ohne recht zu wissen wie. Auch weiß ich ganz gewiß, daß sie durch die Folgen ihrer Sünde oft heftig im Gewissen erschüttert werden, daß ihre Seele, wie der Erdboden durch ein grollendes Ungewitter, dadurch für den guten Saamen des Evangeliums empfänglich gemacht wird, daß der grauenvolle Abgrund, in den hineinzustürzen sie im Begriffe sind, ihnen lebendig vor Augen steht und sie deshalb die besten Vorsätze und heiligsten Entschlüsse fassen. Aber wer soll jetzt den guten Saamen in die empfänglichen Gemüther austreuen und bewachen? Wer soll die

frommen Entschlüsse befestigen und zur Reife befördern? Wer soll so verlassenen Mädchen mit Rath und That, mit Trost, Lehre und Warnung an die Hand gehen? Die Eltern oder Verwandten sind gemeiniglich dazu zu roh, zu faul und ungeschickt; mit Schelten und Poltern und allenfalls einer Tracht Schläge ist die Sache nicht abgethan. Den Geistlichen fehlt die Gelegenheit, solche Personen zu beaufsichtigen, oder die Zeit, sich mit ihnen zu beschäftigen, oder das Vertrauen, das man in solchen Fällen genießen muß, auch sind dabei noch andere mißliche Umstände. Und wenn auch Zeit und Gelegenheit, Geschick und guter Wille vorhanden wäre, so würde doch Alles nicht helfen, so lange das Mädchen nicht aus der bisherigen Gewohnheit, Lebensweise und Umgebung herausgerissen und in eine ganz neue Lebensordnung versetzt und darin eingeübt wird. Eine solche tiefe Wunde, wie sie der Seele durch die Unlauterkeit geschlagen wird, kann nur durch eine langwierige Kur gründlich geheilt werden. Die Polizei kann solche Kreaturen wohl einsperren, aber nicht bessern. Die katholische Kirche dagegen, mit Mitleid gegen den Sünder, wie ihr Stifter, und immer bereit, dem Gefallenen die Hand zur sittlichen Auferstehung zu reichen, birgt in ihrem Schooße Mittel für alle Nothstände und hat auch solche Mädchen nicht vergessen. Es haben sich in ihr religiöse Genossenschaften gebildet, welche sich zur eigentlichen Aufgabe machen, solche Gefallene aufzurichten und die Verirrten auf den rechten Weg zu führen. Zu diesen Genossenschaften gehören

Die Frauen vom guten Hirten.

Ehe man etwas von den Frauen vom guten Hirten wußte, gab es in der katholischen Kirche schon einen geistlichen Orden, der sich die Besserung der gefallenen Weibsbilder zur Aufgabe stellte und von einem eifrigen berühmten Bussprediger gestiftet wurde. Derselbe hielt nämlich eines Tages eine scharfe Rede wider die Unzucht, als ihm eine gewöhnliche Frau bemerkte, um das Laster auszurotten, müsse man den lasterhaften Personen behülflich sein und Gelegenheit verschaffen, sich zu bessern. Er gründete also, von wohlthätigen Menschenfreunden unterstützt, einen Frauenorden, der sich der Belehrung und Besserung solcher Mädchen ausschließlich widmete. Es geschah das in Frankreich, und selbst die Revolution von 1790 vermochte nicht einmal das heilsame Institut zu vernichten, vielmehr besteht es in jenem Lande in vielen Städten bis auf

den heutigen Tag. Weit bekannter aber und verbreiteter, als diese Frauen vom hl. Michael, sind die Frauen vom guten Hirten, die nicht bloß in den meisten großen Städten Frankreichs, sondern auch in Deutschland, Italien, England und Amerika angetroffen werden. Diese Genossenschaft wurde gestiftet von Maria von Cys, welche in Niederland von protestantischen Eltern geboren, sich mit einem Herrn von Combe verheirathete, aber in ihrem 21. Lebensjahre schon Wittwe wurde. Familienrückichten nöthigten sie, nach Frankreich auszuwandern, wo sie zur katholischen Kirche zurückkehrte. Weil sie dies gethan, wurde sie von ihren Verwandten verlassen und kam in arge Bedrängniß. Ein Pfarrer in Paris nahm sich ihrer an und verschaffte ihr einen Dienst. Die wenigen Einnahmen verwendete nun Frau von Combe dazu, Mädchen, die ihr schlechtes Leben aufgeben wollten, aus dem Pfuhle der Sünden zu retten. Ihr Vermögen reichte natürlich nicht weit, aber andere fromme Personen unterstützten sie in ihrem Vorhaben, und so wurde es möglich, wenigstens einige bußfertige Mädchen dem Verderben zu entreißen und der Tugend zurückzugeben. Als endlich der König Ludwig der XIV., der neben vielen schlimmen Eigenschaften auch einige vortreffliche besaß, von dem Unternehmen hörte, schenkte er der Maria ein Haus und ließ ihr sonst beträchtliche Unterstützungen zufließen, so daß sie jetzt in größerem Maaßstabe zu wirken im Stande war. So wirkt der Orden bis auf diese Stunde unzählig viel Gutes, ohne Lärm und Geräusch, wie denn das Gute in der Stille am besten gedeiht. Und wie greifen es denn diese Frauen an, um die gefallenen Mädchen gründlich zu bessern? — Wer wird in ihre Anstalten angenommen? — Es gibt, wie schon gesagt, Mädchen, welche, wenn die Folgen ihrer Sünde an den Tag kommen, bis in die tiefste Seele hinein erschüttert werden und die heiligsten Vorsätze fassen, auch gibt es solche, welche, ohne jene Folgen zu tragen, von der Gnade Gottes angeweht, plötzlich ein Ekel und Abscheu vor ihrer bisherigen schändlichen Lebensweise anwandelt, und die deshalb ebenfalls fest sich entschließen, den gewohnten Lasterpfad zu verlassen. Solche kommen freiwillig und bitten bei den Frauen um Aufnahme in ihre Zufluchtsstätten, und sie werden empfangen, wie Christus die reuigen Sünder aufgenommen. Andere werden von ihren Eltern oder Vormündern halb und halb gegen ihren Willen in solche Anstalten gebracht, entweder weil sie dem Laster schon verfallen, oder weil sie in dringender

Gefahr stehen, der Verführung als Opfer zu fallen. Noch Andere endlich werden von Obrigkeit wegen den Frauen zur Bewahrung und allenfallsigen Besserung übergeben, um öffentliches Aergerniß zu verhindern, gefährlicher Ansteckung vorzubeugen und solch gemeinschädliche Personen unschädlich zu machen. Diese Lektoren sind natürlich Vögel von der schlimmsten Sorte und ihre Bekehrung am zweifelhaftesten. Sie werden aber auch streng von den Andern abge sondert gehalten, wie denn überhaupt in diesen Anstalten sorgfältig darüber gewacht wird, daß nicht das Schlimme durch das Schlimmere noch verschlimmert werde. Alle aber werden streng abge sondert von der Welt gehalten, was eine Hauptbedingung jeder gründlichen Bekehrung ist und ohne welche namentlich bei dieser Sünde alle Vorsätze nichts fruchten. Sie erhalten gründlichen Unterricht in der Religion, der bei Vielen von Kindheit an vernachlässigt, von den Andern vergessen worden. Ihre Tagesordnung ist getheilt zwischen Gebet und Arbeit, den zwei kräftigsten Gegenmitteln wider die Weichlichkeit und Unlauterkeit. Die Zeit des Verbleibens dieser Geschöpfe in der Anstalt ist natürlich verschieden. Hat sich Eine gebessert und ist in der Tugend so fest begründet, daß die Frauen einen Rückfall für unwahrscheinlich halten, so kann sie das Haus verlassen und zu den Eltern heimkehren, oder es wird, wenn sie eine Magd ist, ein passender Dienst bei rechtschaffenen Leuten für sie gesucht. Es gibt auch solche, welche gar nicht mehr in die Welt und ihre Lockungen hinaus verlangen, sondern ihr Leben büßfertig in der Abgeschiedenheit zu beschließen wünschen. Diese werden in der Anstalt behalten, verdienen ihr Brod mit Handarbeit, werden aber nie unter die Zahl der Frauen aufgenommen. Endlich wird es auch nicht an solchen fehlen, welche sich nicht bessern wollen, und für diese ist dann die Anstalt ein wohlverdientes Straf- und Zuchthaus.

Unsere Zeit gilt nun zwar für aufgeklärt und geistreich, allein es ist doch schwer zu läugnen, daß das Fleisch sich gewaltig breit macht und eine große Herrschaft ausübt und daß die Klagen hierüber nicht bloß von alten Weibern und milzächtigen Geistlichen ausgehen: wäre es nun eben nicht am Platze, auch in unserm Lande solche Orden einzuführen, durch welche die Rettung solch' an Leib und Seele unglücklicher Mädchen ermöglicht wird. Daß die Sache dadurch nicht besser und dem Uebel abgeholfen wird, wenn man die Sünde bemäntelt und beschönigt, hat die Erfahrung, die doch sonst für die

beste Lehrmeisterin gilt, satzsam gezeigt. Es wird in andern Dingen so vielerlei probirt, sollte man mit diesen Anstalten nicht auch einmal einen Versuch wagen?

Dorle's Paradieses-Leben.

Die Naglernanni bedurfte zu ihrer Besserung keiner solchen Anstalt, weil sie nicht an ein schlechtes Leben sich gewöhnt, sondern sie die Sünde überrascht hatte, und doch wäre sie gerne dahin geflohen, wenn sie eine solche gewußt hätte, um den Leuten aus den Augen und dem Munde zu kommen. Zwar waren die Verwandten, seitdem der Pfarrer mit ihnen gesprochen, milder geworden und sie war wenigstens keinen körperlichen Missethungen ausgesetzt, allein die Sticheleien, bissigen Redensarten und rohen, unflätigen Aeußerungen blieben darum nicht aus. Sie lebte jetzt beständig im Stübtle und hatte Angst und Scheu, wenn sie nur über die Schwelle der Hausthüre zu gehen genöthigt war. Was sie mit andern Menschen zu verkehren hatte, wie das Abholen der Wolle bei Kaufleuten und das Forttragen des Gespinnstes und Geflechtes, das besorgte ihr die Bettlerlife, die großes Mitleid mit dem verlassenen Mädchen empfand. Nur einen Gang unterließ sie nicht, obwohl es ein wahrer Kreuzweg war, den in die Kirche. Anfangs drehten sich alle Köpfe nach ihr und es ging ein Geflüster durch die Kirche, später jedoch blieb sie unbeachtet und ungekränkt. Natürlich durfte sie nicht mehr ihre Stimme auf dem Chore hören lassen, vielmehr nahm sie ihren Platz in dem hintersten, wurmstichigen Kirchenstuhl an der schimmlichen Mauer und hatte keine andere Nachbarschaft als eben die alte Bettlerlife. Hatte aber die Nanni, sobald sie das Haus verlassen, in der Regel Demüthigungen und Beschimpfungen zu erfahren, so blieb sie dagegen in ihrem Stübchen unangefochten, und da war es auch, wo die Sonne der Freude ihre belebenden Strahlen in ihr trübes Leben hineinwarf.

Die Mutterliebe macht ihre Rechte geltend und übt ihre Macht auch bei einem verwahrlosten, in der Sünde verkommenen Geschöpfe, wie viel mehr bei einer Person, die zwar tief gefallen, aber nicht im Pfuhe des Lasters liegen geblieben. Es galt, dem armen Dorle ein freudiges Dasein zu bereiten und die zarte, schwächliche Menschenpflanze zu kräftigen und vor Frost und Stürmen zu bewahren. Das Dorle war ein gar schwächliches Kind, und hätte Niemand geglaubt, daß es 93 Stunden oder

Wochen, geschweige Jahre leben würde, das leibhaftige Ebenbild seiner Mutter, deren ganzer Jammer aber in dem kleinen Leibe des Dorle ausgeprägt schien, so daß das Kind ganz besonderer Pflege und Sorgfalt bedurfte. Ist aber das Sprüchwort: „Keine Mutter ist so arm, sie hält ihr Kindlein warm“ überhaupt wahr, so ist das bei kränklichen und schwächlichen Kindern ganz vortugsweise der Fall. Es ist deshalb auch kein Kind arm, so lange es eine Mutter hat, so wie hinwieder auch jede Mutter in ihrem Kinde einen Schatz besitzt, der schwer zu kaufen wäre. Das Dorle wenigstens wäre der Nanni nicht feil gewesen. Diese hatte gründlich mit der Welt gebrochen, allen Wünschen, Hoffnungen und Ansprüchen entsagt, die Erde mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit wäre ihr verleidet, wenn nicht das Dorle sie mit festen Banden an dieselbe gefesselt hätte. Da nun die Nanni ihr Herz von allem Uebrigen, wenn auch blutend losgerissen, so verschwendete sie alle ihre Liebe und Zärtlichkeit an ihr Kind. Sie that dieß um so mehr, weil sie voraus ahnte und fürchtete, das Dorle werde später so fremd und ungeliebt in der Welt stehen. Sie wollte ihm jezt in der Kindheit ein solches Uebermaß von Liebe schenken, daß es auf der ganzen Lebensreise davon zu zehren hätte. Die Art ihrer Beschäftigung, welche sie beständig zu Hause hielt, gestattete ihr, das Kind beständig um sich zu haben und alle seine kleinen Wünsche und Bedürfnisse augenblicklich zu befriedigen. So hatte denn das Dorle durch die liebende Sorgfalt seiner Mutter ein seliges Leben und es herrschte in dem hintern Stübchen eine Liebe, ein Friede und eine stille Freude, wie sie selten gefunden wird. Das Kind vergalt die Zärtlichkeit der Mutter durch rührende Anhänglichkeit und die innigste Gegenliebe. Bei keinem andern Menschen mochte es weilen, von Niemand sich lieblos lassen, es schien kaum ein Bedürfnis zu haben, mit andern Kindern zu spielen und sich zu erlustigen. Zu lärmenden Vergnügungen, zum Springen und Ringen, zu Spielen, welche Anstrengung fordern und deshalb geeignet sind, den Körper zu kräftigen, bezeigte das schwächliche Kind überhaupt keine Lust, und wurde leider auch von der Mutter nicht dazu angehalten. Stundenlang träumerisch vor sich hin zu sinnen oder lange Gespräche mit sich selber zu führen oder mit der Mutter allerlei Zeug zu plappern, das war Dorle's Freude und Erholung; in einem wahren Meere von Wonne und Entzückung aber schwamm es, wenn die Mutter mit ihm sang. Es hatte

nicht nur von der Mutter die schöne Stimme geerbt, sondern auch von Natur einen mächtigen Drang zum Singen.

Zwei große Fehler in Dorle's Erziehung.

Wenn Jemand der Nanni vorgeworfen hätte, sie vernachlässige die Erziehung ihres Kindes, so hätte der Jemand nicht bloß das Mädchen in der tiefsten Seele verletzt, sondern ihr auch offenes Unrecht gethan; war ja ihres Lebens einziger Zweck, das Kind zu einem rechtschaffenen, gottesfürchtigen Leben heranzuziehen, wie sie denn auch keine Unart oder Bosheit an demselben ungestraft ließ. Harter Strafen und körperlicher Züchtigungen bedurfte es freilich bei diesem zartfühlenden Kinde nicht, eine mißbilligende Miene, ein trauriges Gesicht, eine Aeußerung, daß man es so nicht lieben könne, oder gar das Alleinschlafen wirkten bei ihm mehr, als bei manchen Prügel und Ruthenhiebe. Wenn aber Jemand gesagt hätte, die Nanni lege durch die Art ihrer Erziehung dem Fortkommen des Kindes durch die Welt große Steine in den Weg, so wäre das ganz der Wahrheit gemäß gewesen. Das Kind wurde verwöhnt und gegen die Menschen mißtrauisch gemacht. Die Nanni war eifersüchtig auf dasselbe und es that ihr ordentlich weh, wenn Jemand demselben schön that. Weil sie ihr Herz und Leben ganz und ungetheilt dem Kinde zugewendet und geweiht hatte, so verlangte sie auch dessen Liebe und Anhänglichkeit ganz und ungetheilt.

Darum sah sie dasselbe nicht gerne unter fremden Leuten. Sie hatte aber noch einen andern Grund. Sie fürchtete nämlich, das Dorle möchte Etwas erfahren, was es gar nicht wissen sollte, — ihre Herkunft, und seine Liebe zur Mutter möchte dadurch erkalten. Darum hatte sie immer Angst, wenn das Kind auswärts war, und beobachtete es bei seiner Heimkehr sorgfältig, ob dasselbe ihr nicht entfremdet worden. Dieser Umstand war auch Veranlassung, daß das Dorle nur kurze Zeit die Schule besuchen durfte. Damals bestand noch kein Schulzwang; wer seine Kinder gerne dumm und ununterrichtet wünschte, hatte darin volle Freiheit. Ordentliche Leute sandten sie aber doch in die Schule, bis sie wenigstens nothdürftig lesen und den Canissus auswendig konnten. Auch die Nanni schickte ihr Kind. Das Dorle aber war zwar gelehrtig, allein es träumte auch in der Schule gerne wachend und wußte, wenn es aufgerufen wurde, deshalb nicht fortzufahren oder hatte die Frage nicht gehört. Da ließ sich einmal der Lehrer, ein alter Mann, aber

ein Brauskopf, von der Hitze hinreißen, dem Kinde seine uneheliche Geburt vorzuwerfen. Weinend kam es nach Hause und erzählte der Mutter den Vorfall. Es verstand nicht, was der Schulmeister eigentlich meine, aber er hatte es zornig gescholten und die Kinder hatten gelacht, dieß war Stoff genug, um das reizbare Geschöpf trostlos zu machen. Von jenem Tage an durfte es nicht mehr zur Schule und erhielt den Unterricht von der Mutter, die dasselbe jetzt noch weniger von sich ließ und noch mehr vorschwätze, wie böse die Leute seien. So wurde das Kind eine wahre Treibhauspflanze, ganz unfähig, Wind und Wetter zu ertragen. Weil die Mutter es fein und zart und schonend behandelte, so verletzten es die rauhen Seiten und scharfen Ecken des Lebens aufs empfindlichste. Weil die Mutter, selbst wenn sie tadelte und strafte, immer mit leiser, weicher Stimme sprach, so erschütterten das arme Kind schon jeder anfahrende Ton, jedes Schimpfwort, jede rohe Aeußerung, ja selbst jede laute, heftige Rede. Und ein solches Kind hatte die Bestimmung, unter fremden Menschen zu leben und Dienßbotenbrod zu essen! — Der zweite Fehler war, daß das Dorle linkisch, ungelent, unbeholfen und langsam wurde in allen körperlichen Verrichtungen. Nicht als ob das Dorle hätte dem Müßiggange fröhnen dürfen, es arbeitete vielmehr von den zartesten Tagen an sehr viel; aber seine Arbeit war nie anstrengend und abwechselnd, — sie bestand eben im Strohflechten und es hatte in der That all' seine Kunstfertigkeit aufgezählt, wenn es zur Romanin sagte: „Ich kann schön flechten und Holz tragen.“ Die Langsamkeit im Arbeiten hatte es geradezu der Mutter abgelernt, ohne daß diese es merkte. Seitdem nämlich die Nanni kränklich geworden, ging ihr selber die Arbeit nicht mehr so schnell aus den Händen, was sie fälschlicherweise dem Umstande zuschrieb, sie werde durch die Sorge um das Kind zu viel gestört und gehindert. Auch hatte die Nanni nie den Gedanken, als würde jemals das Dorle auf andere Weise sein Brod verdienen, als wie sie durch Wollspinnen und Strohflechten, so wenig als sie eine Ahnung davon hatte, daß sie demselben so bald sollte entrissen werden. Wovon Alles laut genug flüsterte, davon wußte sie nichts, nämlich daß sie bald sterben würde, obwohl der Tod nicht plötzlich hereinbrach.

Nanni's Tod.

Sei es, daß die Nanni von Natur aus als Erbtheil der Mutter, die ja auch in jungen Jahren

an derselben Krankheit gestorben, den baldigen Tod unter der postpapierenen Haut getragen, sei es, daß das herbe Leid und der fressende Gram zerstörend auf ihr junges Leben gewirkt oder daß die sitzende Lebensweise, der feine Wollstaub, Mangel an frischer Luft und das Arbeiten über die Zeit den Todesengel herbeigerufen; genug sie fühlte sich nach jedem weitem Gange, besonders bei Besteigung der Berge, um Leseholz zu sammeln, bei der Heimkehr ganz ermattet und abgeschlagen, ein leichter feiner Husten stellte sich ein, die Haut wurde noch feiner und durchsichtiger, die Hände magerten ab, und mit dem Arbeiten ging's immer langsamer. Die Nanni machte sich wenig daraus und hatte die feste Zuversicht, durch Theetinken und andere Hausmittel werde die Sache in Bälde sich geben. Aber die Hausmittelchen wollten nicht anschlagen. Auf die Ermahnung des Pfarrers brauchte sie den Arzt, obwohl es ihr fast lächerlich vorkam, ärztliche Hilfe zu suchen, ohne daß man Schmerzen leidet. Der Doktor verschrieb Pulver, Pillen und Mixturen, braune, gelbe und weiße, und die Nanni verschluckte all das unguete Zeug geduldig, — aber der Husten legte sich nicht und die Mattigkeit wich nicht. Es kostete viel, theure Speisen wurden ihr verordnet, das kleine Kapital aufgekündet; doch die Nanni hoffte von Tag zu Tage, morgen werde sie nach einem erquickenden Schläfe neu belebt aufstehen. Sie erhielt auf ihrem Krankenlager Besuche von Menschen, die ihr schon lange nicht mehr die Zeit geboten oder abgenommen, sie erhielt Anerbietungen von Hilfeleistungen von Seite solcher, welche bisher mit giftiger Zunge sie gelästert; denn die Nähe des Todes macht zur Versöhnung geneigt und das verübte Unrecht martert die Seele, wenn der Beleidigte im Begriffe steht, vor den unbestechlichen Vergelter zu treten. Die Nanni empfand Freude über diese Besuche und wohlwollenden Gesinnungen, aber sie merkte nichts. Endlich schien ihre Krankheit eine so schlimme Wendung zu nehmen, daß der Pfarrer sich verpflichtet fühlte, sie auf ihr nahes Ende aufmerksam zu machen. Dieses Geschäft ist für den Geistlichen nicht gerade das angenehmste, doch will ich es lieber bei jungen Personen übernehmen als bei alten. Wie das Alter überhaupt gerne knauserig macht, so markten und feilschen bejahrte Personen auch gerne mit dem Tode; sie haben eine lange, schuldvolle Vergangenheit hinter sich und sehen vor sich nicht weiter als in das kalte, enge Grab und das Gericht, das hinter demselben auf sie wartet. Die Jugend dagegen, wenn sie nicht mit groben

Fehlern besleckt worden, schwingt sich mit ihrer kühnen Phantasie leichter über die dunkle Grabeshöhle, über Moderduft und Verwesungsgeruch hinüber in die Gefilde des Lichtes und der Glorie. Ich bin einst am Sterbebett einer neunzehnjährigen Jungfrau gestanden, welche wie eine triumphirende Heldin froh und freudig den großen Schritt in die Ewigkeit that, und ich gäbe heute noch ein schönes Eintrittsgeld, wenn ich einem solchen Sterben noch einmal zuschauen dürfte.

Bei der Nanni ging es nun zwar nicht so leicht; das Dorle ließ keine Freudigkeit aufkommen, inebß war ihr Tod immer gottergeben und erbaulich genug. Hatte sie es schon in gesunden Tagen nicht unterlassen, dem Dorle fromme Ermahnungen beizubringen, so wurden natürlich diese Ermahnungen während der Krankheit immer herzlicher und eindringlicher, besonders nachdem sie über ihr nahes Hinscheiden unterrichtet war. „Du hast keinen Vater, sprach sie, als den Vater im Himmel; der ist reich und gut und hat dich lieb und wird es dir an Nichts fehlen lassen, so lange du ihn liebst und fleißig betest und seine Gebote beobachtest. Und du hast keinen Bruder, als den lieben Jesus Christus; der ist ein armes Kind geworden, wie du bist, ist am Kreuze schmerzhaft für dich gestorben, damit dich der himmlische Vater wieder recht lieb haben kann. Jetzt gehört dem Herrn Jesus alle Herrlichkeit im Himmel, und wenn du recht brav bist und keine Sünde thust, so nimmt er dich einmal zu sich in seine schöne goldene Wohnung und läßt dich Theil nehmen an seiner Freude und Herrlichkeit. Und wenn ich nicht mehr da bin, so hast du auch keine Mutter mehr auf Erden; aber die Mutter Gottes will auch deine Mutter sein und dich in ihre Obhut nehmen; vergiß nur nicht, jeden Morgen dich ihrem Schutze zu empfehlen und singe zu ihrer Ehre oft die Lieder, die ich dich gelehrt. Halte keine Gespielschaft und keine große Vertraulichkeit mit den Menschen; deine Gespielen sind die heiligen Engel, diese sind immer um dich und schauen, ob du dich auch ehrbar und sitzsam betragest. Sie haben Freude und Wohlgefallen an dir, so lange du fromm bist, thust du aber etwas Unehbares und Sündhaftes, so weinen sie, verlassen dich und verklagen dich bei Gott. Ich gehe jetzt zum lieben Gott, zu meinem Vater und deinem Vater. Einmal bin ich ihm sehr ungehorsam gewesen und ein Abscheu in seinen Augen geworden; nachdem ich aber zur Strafe für meinen Frevel arge Schmerzen an Leib und Seele erduldet, so habe ich die zuver-

sichtliche Hoffnung, er werde um des kostbaren Blutes seines Sohnes willen mich gnädig zu sich aufnehmen. Dort will ich ihn dann recht bitten, daß er dich auch bald von der Erde abholt und dich fromm und gut erhält, so lange du in diesem Jammerthale weilen sollst. Bete aber auch du dein Lebenlang jeden Tag für deine Mutter, und wenn du traurig bist und die Leute dir wehe thun, so denke an den Himmel und an mich, ich werde dich dann recht trösten können. Versprich mir das, liebes Dorle!“ Bei diesen Worten reichte die Kranke dem Kinde ihre abgekehrte, wachsbliche Hand hin, und das Kind versprach unter reichlichen Thränen, fleißig zu beten, zu folgen und Gott vor Augen zu haben. Dann legte sie die Hand segnend auf das Haupt des Kindes, machte auf seine Stirne das Zeichen des Kreuzes und küßte es. Das Kind aber klammerte sich krampfhaft an die Mutter mit dem Schmerzensrufe: „O stirb nicht! Bleib noch lange bei mir!“ Der Tod kennt jedoch kein Erbarmen.

Als die Nanni den letzten Athemzug ausgehaucht hatte, verschwanden alle Spuren des Harms und der Seelen- und Körperleiden aus ihrem Angesichte und eine milde, freundige Ruhe lagerte sich über dasselbe. Das Dorle wollte nicht glauben, daß diese schöne Mutter todt sei. Sie wurde jedoch trotz Dorle's Widerspruch auf den Kirchhof getragen, wo der Pfarrer, nachdem er die tiefe Reue, die aufrichtige Buße und die große Geduld und Gottergebenheit lobend, der erfahrenen Lieblosigkeit aber tadelnd erwähnt hatte, das verlassene Kind der Theilnahme der Umstehenden empfahl. Das Dorle brauchte nicht weit zu wandern, blos vom hintern Stübchen in die vordere untere Stube. Die Betteleute nahmen dasselbe auf, denn was würden sonst die Leute gesagt haben? Aber es war unter diesen Menschen nicht zum Aushalten. Mit dem Bette wäre das Kind schon erträglich ausgekommen, allein die Kinder desselben waren schon vorweg gegen das Bäschen gestimmt, waren dem traurigen Geschöpfe neidisch, weil es das Essen und den warmen Ofen mit ihnen theilte, und ihrer Streitereien und Quälereien war kein Ende. Doch auch mit diesen würde sich das arme Kind vertragen haben, aber mit der Base konnte es unmöglich leben. Diese hatte nämlich einen völlig unbegründeten aber schrecklichen Argwohn gegen ihren Mann von wegen der Nanni, und ließ nun das Kind dafür büßen. So oft dieses eine Ungeschicklichkeit, ein Versehen, eine Nachlässigkeit sich zu Schulden kommen ließ, fuhr die Frau wie rasend über dasselbe her und

beschimpfte seine Mutter mit den pöbelhaftesten Ausdrücken. Es war dabei dem Dorle gerade zu Muth, als ob man ihm mit einem Messer in Leib und Seele herumbohre. Halbe Nächte hindurch wimmerte es leise auf seinem ärmlichen Lager; laut zu weinen war ihm strengstens verboten. Oft wurde ihm auch gedroht, wenn es nur muckse, so müsse es aus dem Hause zu fremden Leuten in den Dienst. Da nun eines Tages, obwohl das Kind ganz unschuldig sich wußte, das Weib mit gellender, überschreiender Stimme unmenschlich tobte und in eifersüchtigem Zorn zur Beschimpfung der seligen Nanni ein erschreckliches Wort gebrauchte, dessen Bedeutung zwar das Dorle nicht verstand, vor dem aber unwillkürlich sein ganzes Wesen sich entsetzte, auch das „zum Hause hinaus werfen“ in Aussicht gestellt wurde, so überlegte das Dorle in der Nacht, ob es nicht gerathener sei, freiwillig diesen Aufenthalt zu verlassen, und ob wohl ein fürchterlicherer sich denken lasse. Am nächsten Morgen packte es in aller Stille seine wenigen Habseligkeiten, schlich sich fort und wanderte, mit Preiselbeeren Hunger und Durst stillend, bis es durch das Guspenthor in die Stadt Bräunlingen gelangte.

Dorle als Kindsmagd.

Auf die große Ermüdung durch die Reise, schlief das Dorle die erste Nacht in seiner neuen Heimath einen so prächtigen Schlaf, daß der Roman und das Senzele schon lange auf dem Felde draußen bei der Arbeit sich befanden, als es erwachte. Nur die Frau mit den Kindern war noch zu Hause und diese hatte die Fremde schon in ihrem süßen Morgenschlase belauscht und beim Anblick des im Schlafe lächelnden Kindes zu sich selber gesprochen: „So schläft das gute Gewissen! Das ist kein verdorbenes Kind! An dem will ich einen Gotteslohn verdienen!“ Nachdem das Dorle endlich die Augen aufgeschlagen, sprang es hastig aus dem Bette, verrichtete knieend ein kurzes Morgengebet und begab sich dann in die Stube, wo es von der Romanin mit gutmüthigen Spässen über Langschläferei empfangen und in sein neues Amt als Kindsmagd angewiesen wurde. Lohn zu fordern oder zu versprechen, fiel keiner von Beiden ein. Das Dorle war noch nie mit Kindern umgegangen, glaubte sich aber dem Geschäfte gewachsen, weil es eine große Liebe zu Kindern trug, und erhielt nun von der Romanin Anschauungsunterricht in den nöthigen Hand- und Kunstgriffen. Es ist indeß bekannt, daß eine Kindsmagd nicht bloß das Geschäft zu besorgen hat, von welchem sie den

Namen trägt, sondern zu den verschiedenartigsten Diensten verwendet und von Jedem im Hause geschult und gehudelt wird. So wurde dem Dorle auch manche Arbeit aufgetragen, für welche ihr Körperbau fast zu schwächlich und ihre Glieder zu zart waren, so daß es oft höchst ermüdet das Nachtlager suchte. Und doch war es gerne in diesem Hause und dankte jeden Tag seinem Schutzengel, daß er es zu so guten Leuten geführt.

Der Hausherr war ein äußerst kaltblütiger Mann und wie seine weitläufige Base, die Creßenz, gar schweigsamer Natur und hatte deshalb an dem stillen, geräuschlosen Walten des Wälberkinde ein herzliches Wohlgefallen. „Ich möchte lieber in einer Mühle oder Hammerschmiede wohnen, pflegte er zu sagen, als in einer Stube voll schnatternder Weiber.“ Auch die Langsamkeit und Bedächtlichkeit des Kindes in all seinem Thun erregte sein Mißfallen nicht im geringsten; denn er selber war ein geschworener Feind aller Uebereilung und alles heftigen Treibens. Er schien es ordentlich darauf angelegt zu haben, der Langsamste im ganzen Revier zu sein, und es war wirklich ergötzlich anzusehen, wie seine Ochsen, wenn er auf das Feld hinausfuhr, erst nach reiflicher Ueberlegung und besonnener, allseitiger Erwägung ihres Beginnens den Fuß vorsetzten. Im Vergleiche mit ihm war sein Kindsmädchen allerdings noch vigilant und eifertig. Nur Eines hatte er am Dorle anzusehen, daß es nämlich keine rothen Backen bekommen und nicht wachsen wollte. „Man könnte meinen, es bekomme nicht genug zu essen,“ sagte er, was freilich durchaus nicht der Fall war.

Mit der Romanin dagegen war schwerer auszukommen, es fehlte bei ihr nach Weiberart nicht an allerhand Launen und heftigen Aufwallungen, wobei sie die Worte nicht genau abwog. Wohl hatte es zuweilen den Anschein, als habe sie, wie man zu sagen beliebt, an dem Kinde den Narren gefressen; allein es fehlte auch nicht an Tagen, wo ihr das Dorle nichts recht machen konnte und wo Schimpfwörter, Ohrfeigen und Rippenstöße umherflogen, wie die Mücken im Herbst. Die größern Kinder plapperten der Mutter bald nach: „Geh weg; sei still, du dummes Wälberdorle.“ Aber das Dorle konnte von der Romanin mehr ertragen als von andern Leuten, und hatte hiefür seine guten Gründe. Nicht nur hatte sie das fremde, hergelaufene Kind freundlich aufgenommen, was das Dorle hoch anschlag, sie hatte auch noch nie, selbst im höchsten Zorne nicht, eine Schmähung der ver-

forbenen Nanni sich erlaubt, vielmehr dieselbe gegen Schmäbung in Schutz genommen. Das Dorle hatte es mit eigenen Ohren gehört, wie die Romanin, heftig aufgeregt, in der Nebenkammer einem weiblichen Besuche klagte, was man mit dem Kindsmädchen Alles geschoren sei, und wie auf diese Rede die Besucherin beleidigende Aeußerungen gegen seine Mutter austieß. „Rein! erwiderte die Romanin unwillig, seine Mutter war keine schlechte Person, sondern ein ausgemachtes Christenmensch! Du solltest das Kind nur einmal beten oder singen hören.“ Noch besser traf es die Meisterin dem Dorle, als sie ihm eines Tages die Pflege für das kleine, franke Theresese recht ans Herz legen wollte. „Sib recht acht auf das Theresese, hat sie gesagt, halte es schön warm und trocken und sing ihm etwas Schönes vor. Wenn du recht sorgfältig bist, so wird sich deine selige Mutter im Himmel über dich freuen.“ Hätte die Romanin ihr mit allen Lormenten gedroht, oder hätte sie ihm alle Schätze der Welt versprochen, es hätte auf das Dorle keinen Eindruck gemacht, wie diese Verufung auf die Mutter und ihre Seligsprechung, für was das Dorle dieselbe nahm. Um dieser Achtung und Schonung der Mutter willen ertrug das Kind Scheltworte und unbillige Behandlung gerne. Auch wußte es aus Erfahrung, daß die Romanin in der Hitze oft etwas heraussprudle, ohne zu wissen, was. So wurde sie z. B. sehr erbozt, wenn ihre Kinder Fluchworte aussprachen, und wunderte sich oft, wo nur die Kinder die abscheulichen Worte möchten gehört und gelernt haben. Daß sie selber im Eifer mit solchen Ausdrücken um sich warf, entging ihr ganz. Es ist überhaupt keine Seltenheit, daß ein Mensch im Auge des Nächsten den Splitter sieht und den Balken im eigenen Auge nicht wahrnimmt. War's denn nicht genug, daß die Romanin ihren Kindern täglich zurief: „Wartet, ich will euch fluchen, ihr Sakramenter?“

Die Ottilienkapelle.

Die Bräunlinger müssen, obgleich man ihnen heut zu Tage nicht mehr viel davon anmerkt, vor Alters gar fromme und reiche Leute gewesen sein, sonst hätten sie für die kleine Stadt nicht drei Kirchen erbaut. Im Norden der Stadt erhebt sich der Hügelberg, eigentlich ein Hügel, ein wenig größer als ein Zuckerhut, und auf seiner Stirne steht eine freundliche, weithin ersichtliche Kapelle, die der heiligen Ottilia geweiht ist. An die Kapelle stößt ein halbverfallenes Häuslein, in welchem

vor Zeiten ein Bruder einsiedlerisch gehaust, daneben breitet eine stattliche Linde ihre dichtbelaubten Aeste aus und über dieselbe ragt eine Wetterfahne hoch in die Luft empor. Es ist dies ein recht trauliches Plätzchen und bietet eine zwar nicht großartige aber sehr freundliche Aussicht. Noch heute wird in dieser Kapelle an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage ein Rosenkranz gebetet, früher geschah dasselbe jeden Nachmittag. Auch das Dorle wurde oft hinaufgeschickt mit den Kindern, um der Andacht beizuwohnen. An Sonntagen aber, wo die Mutter mit den Kindern zur „Gotte“ oder dem Wetter ging, besuchte das Dorle die Kapelle ungeheßen und verlebte dort recht wehmuthvolle, aber auch recht selige Stunden.

Hier stellte das Kind allerlei Betrachtungen an über das Sprüchwort: Fremd ist elend. Da lag das Städtlein unter seinen Füßen mit seinen kothigen Gassen, durch welche sich die mächtigen Dunghaufen gleich einer Perlschnur hingiehen. Aber ein reges, munteres Treiben bis in den schmutzigsten Winkel! Da zieht eine Schaar fröhlicher Bursche singend über die Straßen, dort necken sich die Mädchen auf dem Graben herum, alle im prächtigsten Sonntagsstaat; aus den zahlreichen Wirthshäusern tönt das Gelärm und Gejohle bis zur Kapelle hinauf; wo nur immer ein freier Platz ist, tummeln sich die Knaben in ihren muthwilligen Spielen. Ja an Sonntag Nachmittagen bietet ein Landort ein lebendiges, heiteres Bild, aber das Dorle war all' dem fröhlichen Treiben fremd. Schon seine Tracht — es blieb sein Leben lang wälderisch gekleidet — sündete an, es gehöre nicht in diese Ortschaft; aus natürlicher Scheu und gehorsam der Mahnung seiner Mutter, hatte es vermieden, unter seinen Altersgenossen Bekanntschaften anzuknüpfen und Freundsinnen zu wählen, wozu sonst die Mädchen so geneigt sind. Hatte es sich auch bisweilen an sie angeschlossen und an ihren Spielen Theil nehmen wollen, so hieß es gleich: „Geh' weg! Du kannst nichts, du dummes Wälderdorle!“ — Noch ein anderer Umstand war, der es von dem Umgange mit andern Kindern abzog und ihr ordentlich schwer machte, mit denselben freundschaftlich zu verkehren. Die Gewohnheit des Fluchens und Schwörens ist in hiesiger Gegend eine alte Krankheit und wurde schon damals auch von Kindern ausgeübt. Wenn nun das Dorle auch nicht wie die heilige Magdalena von Pazzis ein so empfindliches Gemüth und einen so heftigen Abscheu vor allem Bösen besaß, daß es über ein vernommenes unanständiges, sünd-

haftes Wort die ganze Nacht hätte schlaflos weinen müssen, so thaten ihr doch die mit so schreiender Stimme ausgestoßenen Flüche und Verwünschungen nicht blos in der Seele, sondern auch leiblich wehe. Unter solchen Umständen blieb das Dorle auf sich selbst beschränkt und sah zwar ohne Reid und Scheelsucht, aber voll wehmüthiger Gefühle in das lustige Treiben hinunter. Es war ihm ungefähr zu Muth, wie dem Adam, ehe die Eva erschaffen worden; alles war schön und freudenvoll, nur ihr fehlte Jemand, dem es seine Liebe schenken und von dem es Gegenliebe empfangen könnte. Darum weilte sein Auge so sehnsüchtig auf den dunkeln Wäldern des Schwarzwaldes und ergriff sein Herz ein schmerzliches Heimweh nach dem trauten Stübchen und der seligen Mutter.

Wohl ließ es die Romanin an nichts Mangel leiden, was zur Leibesnothdurft gehörte, wohl war es dem Dorle nicht verborgen, daß es seine Meisterin gut mit ihm meine und sein zeitliches und ewiges Wohl beabsichtige, aber es ward bei alledem doch ein Fremdling im Hause, und wurde nicht gehalten wie ein Kind; es ging ihm nichts ab, als die Liebe. Waren der Roman oder seine Frau über Feld gegangen, so kehrten sie nie nach Hause, ohne den Kindern Etwas mitzubringen, und der Jubel war groß in der Stube, sobald man die Schritte der Heimkehrenden auf der Stiege vernahm; sogar der schweigsame Roman konnte bei solchen Gelegenheiten redselig werden, die zahllosen Fragen der Kinder beantworten und mit ihnen schäkern. Aber mit dem Dorle schäkerte niemand, unbeachtet saß es am Ofen, und wenn es auch zuweilen von dem Mitgebrachten seinen Theil erhielt, so wurde ihm derselbe mehr aus Barmherzigkeit zugeworfen, als aus Liebe gegeben. Wenigstens kam's dem Dorle so vor. Das Kindsmädchen fühlte selbst den Unterschied heraus, der in der Bestrafung lag, welche die Romanin ihr und den eigenen Kindern angedeihen ließ. Allerdings wurde das Dorle seltener bestraft, als die Kinder; allein bei diesen war es damit augenscheinlich auf ihre Besserung abgesehen, während bei seiner Bestrafung nur der Unmuth der Frau sich Luft verschaffte. Was aber dem Dorle in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Bräunlingen am wehesten that und was es lange nicht verschmerzen konnte, war Folgendes. Die Romanin hatte, wie es sich für eine christliche Mutter ziemt, die Gewohnheit, allabendlich ihre Kinder selber zu Bette zu bringen und mit denselben zu beten. War das Gebet vollendet, so machte sie

jedem Kinde das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne und gab ihm einen Kuß. Gerade so hatte es seiner Zeit die Ranni mit dem Dorle gemacht. Ach! wenn ihm die Romanin nur ein einzigesmal vor dem Einschlafen das Kreuzzeichen gemacht und einen Kuß gegeben hätte! Aber die gute Frau hatte keinen Gedanken daran.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken quälte sich das arme Kind ab, bis ihm die hellen Thränen in die Augen traten. Dann aber veränderte sich Alles mit einem Schlage. Das Dorle lagerte sich unter den Lindenbaum, drückte die Augen fest zu und im Nu hatte sich seine Phantasie eine neue Welt gebildet.

Von den Träumereien.

Während des Schlafes kann man von recht gräßlichen Träumen beunruhigt und geängstigt werden, so daß man erschrocken aus dem Schlafe auffährt und eine gute Weile braucht, um zur Besinnung zu kommen und sich zu erinnern, daß man nur so grausig geträumt hat. Man muß eben im Schlafe die Träume nehmen, wie sie kommen, ob sie angenehm oder unangenehm seien. Wer aber von der Natur eine ordentliche Portion Phantasie oder Einbildungskraft zur Aussteuer bekommen, der vermag auch am hellen Tage wachend zu träumen, und ist dabei in sein Belieben gestellt, liebliche oder schreckliche Träume zu haben. Besonders ist diese Gabe und oft ein heftiger Drang dazu Kindern und jungen Leuten eigen, die deshalb auch häufig so zerstreut aussehen, als ob sie nicht bei sich selber wären, wie es auch in der That sich verhält. Es ist nun diese wache Träumerei eine gefährliche Sache und schon Mancher dadurch ins Elend gerathen. So bewirkt bei Solchen, welche begierig Geschichtenbücher und Romane lesen, dieses Phantastren, daß sie für die wirkliche Welt ganz untauglich werden, weil sie sich vollständig in die erdichtete Welt des Buches hineinträumen und gar nicht mehr zum Erwachen zu bringen sind. Auch findet jede Leidenschaft an der Einbildungskraft eine mächtige Helfershelferin und stellt diese dem Beliebten den Gegenstand seines Verlangens so lockend oder dem Ehrgeizigen die gewünschte Ehrenstelle so reizend dar, daß der Leidenschaftliche auch vor dem größten Verbrechen nicht zurückbebt, um nur zum ersehnten Ziele zu gelangen. Ebenso werden auch diejenigen von der Phantasie zum Narren gehalten, welche sich immerfort vornehmen, was sie Großes und Tüchtiges leisten wollen, die von schönen

Vorsätzen und heiligen Entschlüssen überspruden, aber zu träge sind, Hand ans Werk zu legen, oder auch jene gutmüthigen und leichtgläubigen Jünglinge und Jungfrauen, die da meinen, es gehöre zu einer glücklichen Ehe nichts weiter als eine hitzige Liebe und ein „Hüttchen nur auf stiller Flur.“

Gieb wohl Acht, lieber Leser oder schöne Leserin, mit welchen Gedanken du dich in Stunden der Erholung und des Alleinseins am liebsten beschäftigst und welcherlei Bilder du deiner Seele vorführst; du möchtest leicht einem argen Spitzbuben auf die Spur kommen! Bist du aber alt und sind dir die jugendlichen Einbildungen schon lange verworren, so sehe wohl zu, ob deine Kinder nicht solchen eilen, leeren, oft schwer sündhaften Träumereien nachhängen, und wehre ihnen, indem du dieselben zu anstrengender Arbeit nöthigst.

Das Dorle war, wie es bei Gebirgskindern gern geschieht, von Geburt aus mit einer lebendigen Phantasie begabt, und seinem Hange, sich ihren Bildern und Spielen zu überlassen, hatte die Nanni nie entgegengewirkt. Doch wurde seine Richtung auf heilige und übersinnliche Dinge geleitet. In dem ungelentken Leibe Dorles lebte überhaupt eine rührige Seele. Gott weiß, was im Schlaf darin vorging, aber selbst das Senzele, das einen wahren Dachschlaf hatte, erwachte zuweilen ob dem Gesikuliren und Predigen des Kindes während des Schlafes. Es kam vor, daß es schlafend vom Lager sich erhob und leise wie ein Gespenst im Hause herumflich. Das war ihm nicht lieb, denn es fühlte sich Morgens oft so abgemattet, als ob es nicht geschlafen, sondern gearbeitet hätte, sah auch ganz übermächtig aus. Dagegen war das Träumen unter dem Lindenbaum auf dem Kugelberg seine Wonne. Da versetzte es sich wie durch Zauberei in das Stübchen im heimatlichen Thale, — seine Mutter lebte wieder und sie spielten mit einander und plauderten liebe Sachen mit einander und hatten einander gar so lieb, und die Mutter machte ihm das Kreuzzeichen und küßte es auf die Stirne. Ober es schwang sich auf den Flügeln seiner Einbildungskraft hinüber in das Land der seligsten Geister und der himmlischen Herrlichkeit, und seine Gespielen, die heiligen Engel, bewillkommten es freudig und führten es zu seiner Mutter, die neben der gebenedeiten Gottesmutter sitzt und keine Spur mehr von ihrer frühern Traurigkeit im Gesichte trägt, sondern ganz verklärt und wonnereich ausieht, und seine Namenspatronin, die hl. Dorothea, mit der Märtyrerkrone und dem schimmernden Jung-

frauengewande, geleitet es an der Hand durch die himmlischen Gemäcker, zeigt ihm alle Herrlichkeiten und läßt es in dem goldenen Hochzeitssaale an dem kostbaren Mahle theilnehmen. Während auf diese Art Dorle's Seele gleichsam in fernen Regionen verweilte, spielte ein holdes Lächeln um seinen Mund, seine Lippen bewegten sich wie im Gebete und stimmten zuweilen einen leisen Gesang an, als ob es schüchtern in den Chor der himmlischen Heerschaaren einfallen wolle. Jog dann der Bruder in der Kapelle die Abendbetglocke an, so erwachte das arme Kind freilich aus seinem Traume und schaute mit leuchtenden Augen verwundert um sich her, aber es hatte doch seine Mutter wieder gesehen und mit seinen Gespielen sich liebevoll unterhalten, und begab sich nun wieder zufrieden und getröstet in die Sommergasse in des Romanen Haus. Auf solche und ähnliche Unterhaltungen war es so erpicht, daß es zu Zeiten, wo wegen schlechter Bitterung oder heftiger Kälte der Lindenbaum nicht wohl zu besuchen war, sich im Heustocke begrub (damit es warm hatte), die Augen fest zu drückte und dasselbe Gedankenspiel wiederholte. Ich sage dieß nicht dem Dorle zum Lobe, sondern zur Steuer der Wahrheit; denn eine solche geistige Schwelgerei führt oft auf böse Wege. Nach einem derartigen Seelenschmause faßte übrigens das Dorle den festen Entschluß, verlassenen Menschen ein Schutzengel zu werden, eine recht herzlich liebe gegen sie an den Tag zu legen und diese Liebe durch recht viele leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit zu bethätigen.

Die Fürstin Guendeline Borghese.

Zwischen Almosen und Almosen ist ein sehr großer Unterschied und zwar nicht bloß in Ansehung der Größe derselben, sondern noch weit mehr in der Art des Gebens. Wenn man behaupten wollte, in unsern Tagen werden für die Wohlthätigkeit nur geringe Summen verwendet, so würde man den Zeitgenossen schwer Unrecht thun; es wird in der That viel gegeben. Aber ob das Almosen noch immer und überall auf die rechte Art und Weise gespendet wird, daran habe ich bescheidene Zweifel. Ich meine, wir reichen den Armen gerne Geld und Gut, aber schenken ihnen nicht unser Herz und unsere Liebe, und ich fürchte, die Dürftigen fühlen das aus dem Almosen heraus, und haben darum so wenig Dank. Die Handlungsweise der Fürstin Borghese, die vor einigen Jahren gestorben ist, hat mir wenigstens immer besser gefallen, als das ge-

wöhnliche Verfahren. Diese Guendeline (der heilige Wendelin wird ihr Namenspatron gewesen sein) war eine Tochter des englischen Grafen von Schrewsbury, sehr gebildet, sehr schön und sehr reich. Mädchen mit diesen Eigenschaften bleiben in der Regel nicht lange sitzen und auch unsrer Guendeline bot, ehe sie noch 17 Jahre alt war, ein ebenfalls sehr gebildeter, sehr schöner und sehr reicher Mann die Hand zum ehelichen Bunde — der Fürst Borghese in Rom. Da die beiden jungen Leute einander gefielen und die gegenseitige Verwandtschaft nichts einzuwenden hatte, so waren sie in Bälde ein Ehepaar.

Mache jetzt einmal, wie das Dorle, die Augen zu und versetze dich in Gedanken an die Stelle dieser jungen Fürstin. Du bist also mit einem Manne verbunden, dem du von ganzem Herzen zugethan, du besitzt einen herrlichen Palast in Rom und die prächtigsten Landgüter auf dem Lande, männliche und weibliche Diensthofen, Pferde und Kutschen stehen dir zahlreich zu Gebote, an Kleidungsstücken und Geschmeide ist vorhanden, wonach nur das Herz gelüsten mag, du bist aufs Vornehmste erzogen, kannst alle weiblichen Kunstfertigkeiten, bist die feinsten Gesellschaften und des höflichsten Umganges gewohnt; du lebst überdies in einer großen Stadt, wo Theater, Konzerte, Bälle und glänzende Gesellschaften täglich abwechseln, auch bist du wegen deiner Schönheit, Liebenswürdigkeit und deines Reichthums der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, der Bewunderung und des Neides; — sag mir, schöne Leserin, was würdest du in solcher Lage beginnen? Wie keine Lebensweise einrichten? Wenn du von Natur aus gutmüthig bist, denkst du vielleicht: „Ach! wenn ich so viel Geld hätte, wie wollte ich den Armen Gutes thun! Wie wollte ich Segen um mich her verbreiten!“ Ich will zwar glauben, daß du den Dürftigen nicht vergähest und ihnen viel zu Theil werden liebest, aber dennoch besorge ich, du selbst thätest ihnen wenig Gutes. Du würdest mit vollen Händen geben, wo man dich möglichst aus dem Wege gehen und dir die Sache bequemer machen. Du bestimmtest allenfalls von deinem Nadelgeld jährlich so viel und so viel tausend Gulden für die Armen, legtest diese Summe in die Hände einer Kammerfrau und des Hausgeistlichen und Beichtvaters, damit diese es den Hilfesuchenden austheilen, und wärest froh, wenn du durch den Anblick der Noth und des Elendes in deinen Vergnügungen nicht gestört würdest. Be-

kenne aufrichtig: glaubtest du nicht damit viel gethan und reichlichen Segen verbreitet zu haben? — Die Fürstin Guendeline hat einen andern Weg eingeschlagen. Vorerst that sie Etwas, was dir auch nicht besonders schwer fiel und was du doch vielleicht unterläßt, — sie hörte täglich eine heilige Messe an. Dies steht mit dem Almosengeben in näherer Verbindung als du meinst. Dann war ihr der Anblick der Armen und Elenden nicht lästig und widerwärtig, sondern machte ihr Vergnügen, weil sie in denselben Jesum Christum erblickte, weswegen sie der Bettelei auch nicht aus dem Wege ging, vielmehr dieselbe aussuchte. Sie wartete nicht, bis die Armuth zu ihr ins Haus kam und ihre Noth klagte, sondern sie ging ihr entgegen und half unaufgefordert, zugleich hatte sie immer neben der Gabe auch ein freundliches Wort und eine tröstliche Lehre. In einer großen Stadt gibts viele verwahrloste Kinder, über welche Niemand Aufsicht hält, welche keinen Unterricht empfangen und an Seele und Leib verwildern. Solchen Kindern wies sie ein Haus an, wo sie sich versammelten und durch geeignete Personen Pflege und Unterweisung erhielten. In diese Bewahranstalt begab sich die Fürstin fast täglich, spielte mit den Kleinern, lehrte die Größern, gab allen liebevolle Ermahnungen und sorgte für ihre nothwendigen Bedürfnisse. Glaubst du nicht, die Gegenwart dieser schönen Fürstin habe auf die Kinder einen wohlthueden und nachhaltigen Eindruck gemacht, mehr als die Geschenke? Wußte sie von einer armen Kindbetherin, (und sie forschte solchen Personen nach), so stattete sie ihren Besuch ab und sorgte für gehörige Verpflegung, verschmähte es aber auch nicht, den Kranken selber das Bett zurecht zu machen, die Stube zu reinigen, die Suppe zu kochen. Armen, ehrlichen Handwerkern verhalf sie zu größerer Kundschafft; dürftigen Familien schaffte sie für den Winter Holz an und armen Kindern warme Kleider. Aber all das geschah auf eigene, liebenswürdige Art. Eine Fürstin hat natürlich mehr Kleider, als eine Dienstmagd, und kommen alljährlich viele in Abgang. Sah nun z. B. die Fürstin Guendeline ein Mädchen, dessen Rock gar zu sadenscheinig, so begnügte sie sich keineswegs, demselben eines ihrer eigenen Kleider zu schenken, sondern sie nahm vorher wie eine Näherin eigenhändig das Maß und richtete das Kleid zu, damit es gehörig passe. Vielen jungen Leuten gab sie eine Aussteuer, damit sie in den Ehestand oder in ein Kloster treten konnten, und wo eine Sammlung für Unglückliche oder eine wohlthätige Stiftung

veranstaltet wurde, da stand der Name „Borghese“ mit großen Summen obenan. So reich sie übrigens war, so war ihre Liebe doch größer als ihr Reichthum, und es fehlten auch ihr zuweilen die Mittel, der Noth abzuhehlen. In solchen Fällen verlegte sie sich auf's Betteln. Sie ging zu den vornehmen Herren, welche sie immer gelobt und gepriesen, ihr geschmeichelt und schön gethan, trat ihnen recht holdselig unter die Augen und bat sie um Jesu willen, ihr Etwas zum Unterhalte ihrer armen Kinder beizusteuern; und die Herren zogen ihre Börse und suchten nicht nach abgeschliffenen Groschen, sondern gaben mit vollen Händen. Oder sie verfügte sich zu reichen Kaufleuten, kramte im Laden allerlei Zeug und Tuch für die Armen, klagte über das viele Elend und wie traurig es sei, nicht allem abhelfen zu können, und fragte zuletzt, ob der gute Kaufherr nicht allenfalls einige Reste und Ladenshüter bestze, die er schwer an den Mann bringe und die doch den Armen so wohl kämen. Wenn nun der Kaufmann die bleiche schöne Fürstin in ihrer Demuth und Anspruchslosigkeit betrachtete, so wurde selbst sein Krämerherz erweicht, und er stellte nicht bloß den Preis sehr billig und maß sehr gut, sondern schleppte auch ganze Bündel herbei, die gar nichts kosteten. Es fällt eben schwer, „Helf dir Gott“ zu sagen, wenn die Bettlerin eine schöne Fürstin ist.

Uebrigens mußt du nicht etwa auf den Gedanken gerathen, Guendeline habe über ihrer Armenpflege ihre ehelichen und häuslichen Pflichten vernachlässigt. Sie war eine tüchtige, wirthschaftliche Hausfrau, eine liebevolle Gattin und zärtliche Mutter; die Sorge um die Armen war ihre Erholung und Vergnügen. Bist du nicht auch meiner Meinung, in der Art und Weise dieser Fürstin, Almosen zu geben, sei unvergleichlich mehr Liebe und Barmherzigkeit gelegen, als wenn in unsern Tagen zum Besten der Armen Bälle, Gastereien, Concerte veranstaltet und im Theater Opfern aufgeführt werden. Diese Fürstin hat nicht bloß ihr Geld, sondern sich selbst, ihre Zeit, ihre Mühe, ihre Vergnügungen, ihre gewohnte Lebensweise und gewissermaßen ihren Stand den Unglücklichen zum Opfer gebracht. Darum ärndtete sie auch innigere Dankbarkeit, als es gewöhnlich der Fall ist.

Nachdem sie ihrem Manne 4 Kinder geboren, starb sie erst 22 Jahre alt. Das gab eine Leiche! Was nur immer reich und vornehm war in Rom, das fuhr im Leichenzuge und beklagte das Schicksal der schönen, jungen, reichen Frau. Als aber

der Zug durch die Straßen der Stadt sich bewegte, kamen aus den verschiedenen Quartieren alle Armen und Krüppelhaften Roms, schlossen sich dem Zuge an und begleiteten unter lautem Schluchzen und Wehklagen die irdischen Ueberreste der Verbliebenen zu der letzten Ruhestätte. Ihr Beten und Wehklagen galt nicht der Fürstin, sondern der lieben Mutter.

Damit du nicht etwa glaubst, solche edle Menschengewächse gedeihen bloß auf englischem oder italienischem Boden, will ich noch beifügen, daß ich selber eine deutsche Fürstin gekannt, die es mit den Armen ähnlich wie die Guendeline gehalten, und die Kalenderleser im Rillerthal merken wohl, wen ich meine. Sie ist auch jung gestorben; es scheint, als ob für so liebevolle Herzen diese Erde zu kalt und rauh sei. Die rechte Art Almosen zu spenden, lehrt uns das Christenthum und je mehr Einer Christum liebt, desto besser versteht er es, Andern wohlzuthun. Deshalb sind christliche Vereine und Bruderschaften so gut dazu geeignet, und ich halte es für ein erfreuliches Zeichen unserer selbstsüchtigen, herzlosen Zeit, daß sich an vielen Orten Vereine bilden, deren Mitglieder sich verpflichten, persönlich die Wohnungen des Elends heimzusuchen und der Unglücklichen an Leib und Seele sich anzunehmen.

Hier hätte ich passende Gelegenheit, Etwas von der Undankbarkeit und Unverschämtheit gewisser Armen zu sprechen, ich will aber bei anderer Gelegenheit diesen Creaturen den Text lesen und hier lieber von einem katholischen Orden reden, in welchem sich die Hingabe an den Nebenmenschen im stärksten Lichte ausprägt.

Die barmherzigen Schwestern.

Das Institut der barmherzigen Schwestern ist offenbar eines der segensreichsten in der Welt, und habe ich dasselbe auch noch nie und nirgends schmählich gehört, als vor einigen Jahren in der zweiten badischen Ständekammer, wo die einzig wahren Volksbeglucker und Nothhelfer demselben haben den Eingang ins Land verwehren wollen. Mit gleichem Rechte könnte ich dem Leser die barmherzigen Brüder vorsehren, deren Stiftung sogar älter ist, aber meine Achtung für das fromme weibliche Geschlecht läßt es nicht zu. Das Institut der barmherzigen Schwestern wurde also vor etwas mehr als 200 Jahren in Frankreich gegründet von Vinzenz von Paul, fand schnell große Verbreitung und Anerkennung, wurde besonders von Napoleon, der so viele Wunden schlug, unterstützt

und findet sich jetzt in allen Welttheilen. Wo zu sind denn diese Schwestern bestimmt? Sie halten Schule, geben Unterricht im Nähen, Stricken, Sticken u. dgl., führen die Aufsicht über verwahrloste Kinder, ihre Hauptaufgabe aber ist die Krankenpflege, sowohl in Privathäusern als ganz besonders in Spitälern. Hast du auch schon Kranken abgewartet? Habt ihr eine alte engbrüstige Großmutter im Haus, oder einen wunderlichen bettlägerigen Vetter? Nicht wahr, das ist ein langweiliges, verdrießliches Geschäft? Wenn du gerade bei dem Kranken bist, so braucht er dich nicht, gehst du aber an eine nothwendige Arbeit, so ruft er dir sogleich und beschwert sich über Vernachlässigung und heißt dich den Wasserkrug näher an's Bett stellen. Am Abend sagt er: „Heute Nacht kannst du ruhig schlafen, ich brauche Niemanden“; aber kaum liegst du im ersten Schläfe, so klopfst er dich heraus, weil er die Schlafklappe nicht finden kann. Versuchst du ihn zu trösten, es werde bald besser werden, so verbittet er sich ärgerlich diesen Trost, weil er wohl fühle, daß es mit ihm zu Ende gehe; führst du ihm zu Gemüthe, Gott werde ihn wohl bald zu sich rufen und mit dem Tod habe alle Erdennoth ihre Endschafft erreicht, so versichert er, es sei ihm schon lange nicht mehr so wohl gewesen; aber er merke wohl, daß man seiner überdrüssig sei und ihn gerne los wäre. Kurz, so gut du die Sache angehen willst, so ist es nicht recht und du denkst, wenn nur der Kranke einmal gesund oder todt wäre, so hättest du kein Kreuz mehr und wolltest nicht mehr klagen. Was dir nun so lästig und beschwerlich fällt, das übernehmen die barmherzigen Schwestern freiwillig, das Kreuz, das du gerne abschütteln möchtest, nehmen sie freudig auf ihre Schultern. Dein Krankendienst dauert vielleicht einige Monate oder Jahre, der ihrige dauert, so lange sie dazu die Kraft haben. Du widmest deine Hilfe dem Vater oder der Großmutter oder der Base, jedenfalls einem Bekannten, mit dem du längere Zeit in einem Hause zusammengelebt, der dir selber schon viele Liebe und Gefälligkeit erwiesen, der dich vielleicht während deiner eigenen Krankheit gepflegt, dem du zu Dank verpflichtet, mit dem du durch Bande des Blutes verbunden bist; die barmherzige Schwester dagegen verschwendet ihre Liebe und Sorgfalt an Personen, die ihr nie Wohlthaten erwiesen, wohl aber



X.A. HOHENSTEIN.

vielleicht Grobheiten und Rohheiten zugefügt, an Personen, die sie nach gewöhnlicher Weise zu reden nichts angehen und ihr bisher gänzlich unbekannt waren. —

Du wirst bei deinem Krankendienste von Andern abgelöst, verläßt auf Stunden das Krankenbett, gehst auf das Feld und verrichtest andere Geschäfte; die barmherzige Schwester kennt fast kein anderes Geschäft, und die ganze Abwechslung, welche ihr darin zu Theil wird, besteht darin, daß sie von einem Kranken zu einem andern geht. Das Spital ist ihre Wohnung, die Kranken ihre Gesellschaft, das Stöhnen und Aechzen der Leidenden und das Röcheln des Sterbenden ihre Musik. Und wer sind denn ihre Pfleglinge? Es ist der Knecht und die Magd, das Bettelweib und der Vagabund, der Handwerksbursche und der Soldat, die von Krankheit befallen nirgends ein Obdach und Unterkommen finden, mit deren Pflege sich Niemand befassen will und die darum in das öffentliche

Krankenhaus gebracht werden. Mit wem sich also Niemand abgeben mag, der wird in die Hände der barmherzigen Schwestern geliefert. Unter diesen Leuten befindet sich natürlich neben ehrlichen Menschen auch allerlei verdächtiges, verlumpstes und schlechtes Gesindel, das die Wärterinnen zuerst von Schmutz und Ungeziefer reinigen, deren rohe Reueßungen und Wuthausbrüche sie anhören müssen. Oder meinst du, es sei für eine unschuldige, züchtige Seele eine geringe Aufgabe, am Bette einer kranken Person zu verweilen, die sich ihre abscheuliche Krankheit durch Ausschweifungen selber zugezogen und die jetzt in der Fieberhitze die schmutzigsten Redensarten im Munde führt und sich aufs Unverschämteste gebärdet. Oder es sei für ein frommes Gemüth eine Kleinigkeit, an dem Sterbelager eines verkommenen Menschen auszuhalten, der in furchtbarem Kampfe und grausigem Ringen unter Verwünschungen und Gotteslästerungen seine Seele aushaucht? —

Du kannst es vielleicht nicht mit ansehen und wird dir ohnmächtig, wenn Einem zu Ader gelassen wird, es überfällt dich ein Grausen, wenn Jemand den Wurm am Finger oder eine Eiterbeule im Gesichte hat; die barmherzige Schwester muß die häßlichsten Geschwüre auswachen, die klaffendsten Wunden verbinden, bei den schmerzhaften Operationen den Kranken halten. Du möchtest vielleicht um vieles Geld nicht eine Nacht auf dem Kirchhofe dich verweilen oder allein bei einem Todten wachen, die barmherzige Schwester muß die Todten tragen, heben, anziehen und Nächte hindurch bei ihnen zubringen können. Und dabei soll sie nicht unwillig, nicht verdrießlich und wunderlich werden, sondern den Pflöglingen immer ein freundliches Gesicht zeigen. —

Man kann auch wohl sagen, die barmherzigen Schwestern hätten eigentlich keinen festen Wohnsitz und keine Heimath, sondern irren flüchtig und unstet umher, zwar nicht vom bösen Gewissen gejagt, wie Cain, aber von dem Befehle ihrer Obern oder Oberinnen geleitet. Ihr Institut ist, wie gesagt, über die ganze Erde verbreitet; so kann es kommen, daß eine Schwester ihre Stelle findet in einer großen Stadt in Europa, oder daß sie in einer Heilanstalt die Geisteskranken überwacht; oder sie kann gefordert werden nach Afrika, um den kranken französischen Soldaten und den Arabern ihre Hilfe zu leisten; oder man schickt sie nach Amerika, um dort Werke der Barmherzigkeit auszuüben; oder sie wird nach Smyrna in Asien gewiesen, um den Türken ein Schutzengel zu sein; oder sie überschiff

das weite Meer, um in Australien bei den Wilden und Halbwilden Segen zu verbreiten. Von welcher Farbe, Nation, Sprache, Religion der Kranke sei, sie spendet ihm in seinen Leiden Trost, Hilfe und Erleichterung, wacht an seinem Schmerzlager und betet für ihn in der letzten Stunde. Und tritt irgendwo in einer Stadt oder einem Lande eine böse Seuche, Pest, Cholera, gelbes Fieber auf und frisst die Menschen gierig hinweg, so regt sich bei den barmherzigen Schwestern der fromme Ehrgeiz, sie bitten und drängen sich vor, um an die gefährlichsten Stätten gesendet zu werden; und wird Eine ein Opfer der ansteckenden Seuche, so eilt sogleich eine Andere mit Freuden herbei, um ebenfalls im Dienste der christlichen Liebe zu sterben. —

Und was sind es für weibliche Geschöpfe, welche zu diesem schwierigen Dienste zugelassen werden? Etwa solche, welche ihr Fortkommen in dieser Welt auf eine andere Weise nicht finden können? Umgekehrt; die in diesen Orden aufgenommen werden, müssen solche Eigenschaften besitzen, welche es wahrscheinlich machen, daß sie auch sonst in der Welt eine anständige Versorgung finden könnten. Die Jungfrau, welche in diesen Orden eintreten will, muß durchaus unbescholtenen Rufes sein; der Krankendienst wird nicht als ein Bußwerk angesehen, durch welches man allenfalls für begangene Sünden büßen und genugthun möchte, sondern als ein Liebeswerk, das im Hinblick auf die Liebe Jesu unternommen wird. Sie muß jung sein und darf das mißliche dreißigste Jahr nicht überschritten haben; denn ihr Eintritt in den Orden soll ein Entschluß ihrer freien Liebe, nicht aber der Rathlosigkeit oder Verzweiflung sein, weil sie sitzen geblieben. Sie muß gesund und kräftig gebaut sein; denn es handelt sich in ihrem Dienste nicht um ein leeres Zuschauen oder bloßes Trösten und Vorbeten, sondern um Anstrengungen, welche körperliche Kraft verlangen, wobei du nur an die Mühe denken darfst, welche das Reinigen der Wäsche verursacht in einem Spital, in welchem beständig einige hundert Kranke sich aufhalten. Endlich darf eine solche Jungfrau von Hause aus nicht arm sein, sondern muß ein ordentliches Vermögen besitzen; denn das Institut der barmherzigen Schwestern ist keine Versorgungsanstalt für die Schwestern, sondern für die Kranken; die Schwestern dürfen nicht auf Lohn und gute Lage rechnen, sondern müssen Opfer bringen. Darum liegt auch in der Krankenpflege der barmherzigen Schwestern mehr Liebe, als in der Regel sonst in Spitälern gefunden wird. Es ist eben

nicht genug, daß so einem armen, verlassenen, kranken Menschen nichts an der Pflege abgeht, er ist ein Mensch und hat ein Herz, und will darum geliebt werden; die Liebe läßt sich aber nicht anbe- fehlen oder um Geld dingen, sondern wurzelt in der Religion. —

Wenn man so recht überdenkt, welchem lästigen, melancholischen Geschäfte eine barmherzige Schwester sich unterzieht, so sollte man auf die Meinung gerathen, es fänden sich dazu wenig Liebhaberinnen. Daß eine Jungfrau Vater und Mutter verläßt, um dem Manne ihrer Wahl in das fremde Haus, in die ferne Stadt zu folgen, hat Gott so geordnet, und ziehet dabei auch nicht wenig die sinnliche Natur; daß dagegen eine Jungfrau Vater und Mutter verlasse, den Gespielinnen und dem Vaterorte den Rücken kehre, um in einem Krankenhause sich einzuschließen, Lebenslang zwischen Krankenbetten zu wandeln und ihr Wimmern und Stöhnen zu hören, das ist seltsam und wunderbar, dagegen widersezt sich die sinnliche Natur. Und doch finden sich immer Jungfrauen, die sich diesem Berufe widmen, namentlich in Frankreich, wo neben dem frechsten Unglauben der lebendigste Glaube wohnt, und neben dem krassesten Eigennutz die opferwilligste Liebe sich kundgibt. Selbst aus den höhern Ständen widmen Viele ihre Jugend und ihre Kraft dem Dienste der Kranken und der Orden der barmherzigen Schwestern zählt auch Gräfinnen unter seinen Gliedern. Seltsames Schauspiel! Ein Fräulein, das von Kindheit an von einer Kammerjungfer bedient wurde und sich nicht selbst anzukleiden brauchte, wechselt der kranken Dienstmagd und der frechen, giftzerfressenen, liederlichen Dirne das Hemde. Das Fräulein, das in Pracht und Herrlichkeit in Gesellschaften glänzte und dessen Haare, künstlich geflochten, in süßen Wohlgerüchen dufsteten, kämmt die wirren Haare des Schacherjuden auf dem Schmerzenlager. Das Fräulein, dessen Nerven sonst erzitterten bei dem Geschrei eines gestochenen Schweines oder beim Anblick eines halbverendeten Thieres, begibt sich in die Nähe des Schlachtgetümmels mit seinen Schrecken, um also bald die verwundeten Soldaten in seine Obhut zu nehmen. Das Fräulein, dessen Hand sonst kein Sonnenstrahl berühren durfte, besorgt eigenhändig die Wäsche der ärmsten Kranken, drückt die Augen der eben verschiedenen Landstreicherin zu, und der unbekanntes Bettelmann haucht in ihren Armen seinen letzten Seufzer aus. Was bewirkt denn diese Umwandlung? Was treibt diese Jungfrauen zu sol-

chem Dienste? Im alten Bunde heißt es: die Liebe ist stark, wie der Tod; im neuen Bunde heißt es: die Liebe ist stärker als der Tod. Eine solche Liebe erwächst aber nur aus dem Glauben und zieht seine Nahrung aus jener Liebe, die am Kreuze geblutet. Das ist die Macht der Religion.

Das Dorle will eine barmherzige Schwester werden.

Das Dorle mußte kein Wort von den barmherzigen Schwestern, und doch wurde es durch die Gottes- und Nächstenliebe dahingebracht, in ihrer Art und für ihre Verhältnisse eine zu werden. Wenn es so unter dem Lindenbaum bei der Kapelle saß und das freudige, fröhliche Wogen und Treiben unten überschaute, so fielen ihm alle Menschen ein, welche gleich ihm an dieser Lebensfreudigkeit keinen Antheil hatten, sondern fremd und theilnahmslos in der Welt standen, die Kranken, die Kinder, denen der Tod die liebenden und sorgenden Eltern entrissen, die Kinder, welche von den noch lebenden Eltern verwahrlost wurden, und es ging ein unendliches Mitleid für diese unglücklichen Geschöpfe in seine jugendliche Seele. Da faste das Kind den Entschluß, sein Lebenslang solchen verlassenen Menschen eine Trösterin und Helferin zu sein. Aber wie sollte das Dorle dieß angehen, da es selber unter den Armen die Ärmste, unter den Verlassenen die Verlassenste war? Es beschloß vorläufig, halb der mütterlichen Mahnung zuwider, den verwahrlosten Kindern recht freundlich zu be- gegnen und durch sein ganzes Benehmen zu zeigen, daß es wisse, wie Kindern zu Muthe sei, die so fremd in der Welt stehen. Aber der Versuch miß- lang gänzlich. Als es sich nämlich an solche Kin- der freundlich anschloß, aber ihre ungezogenen Spiele nicht mitmachen wollte, sondern ihnen von dem lieben Gott erzählte, und wie die heiligen Engel ganz besondere Freunde der verlassenen Kinder seien, ja sogar seine seligen Spaziergänge durch die Himmels- säle nicht verhehlte, da glogten die Kinder das Dorle recht großaugig an, brachen dann in ein ro- hes Gelächter aus und schlossen mit dem Bekannten: „Geh weg, du dummes Wälderdorle!“ Das war, als ob man das Dorle mit kaltem Wasser übers- chüttet. Es hatte gemeint, jedes Kind sei gleich ihm gemüthet, jedes drücke zu Zeiten die Augen zu und lebe ein anderes Leben als das der Wirklich- keit; jezt war es enttäuscht worden. —

Besser, als bei seinen Altersgenossen, gelang es dem Dorle bei kleinen Kindern. Wenn es so einem

schwächlichen, kränklichen, in Lumpen gefüllten Kinde schön that, mit ihm schäkerte, es schaukelte und küste, so lachte ihm das arme Kind entgegen und streckte die Armechen verlangend nach ihm aus. Das war dann dem Dorle Herzenswonne. Und wie es selber dereinst mit der Mutter durch allerlei Gesplapper sich köstlich unterhalten, so führte es mit armseligen Kindern oft lange, lange Gespräche, von denen du und ich so viel verstanden hätten, als wenn sie chineesisch gesprochen. Es scheint, die Kinder haben an einfältigem, unverständlichem Gerede ebenso viel Wohlgefallen, als Erwachsene an lieblosem, boshaftem Geschwätz, oder Deputirte an langen Kammerreden. Wenn dann nach solcher Unterhaltung das Dorle am Abend unter die Decke schlupfte, so sagte es freudig bei sich selber: „Heute habe ich doch einem Menschen eine Freude gemacht.“ — Weil es nun nicht wußte, wie es andern unglücklichen Menschen Hilfe und Freude bereiten sollte, so griff es nach dem Mittel, das Jedem zu Gebote steht, — es fing an, recht aus Herzensgrund für denselben zu beten. Hierbei richtete es seine Aufmerksamkeit besonders auf Solche, für die nach seiner Ansicht Niemand bete, was namentlich der Fall war in Beziehung auf die armen Seelen. Ein Brett war die Veranlassung dazu. Geht man nämlich von Bräunlingen nach Waldhausen und schlägt den Fußweg über das Ried ein, so sind über die sumppigen Gräben daselbst Bretter gelegt, in welche drei Kreuze $\times \times \times$, oft auch die Anfangsbuchstaben von Namen sammt Jahrzahl eingeschnitten sind. Dieses sind Bretter, auf welche Verstorbene gelegt wurden, ehe man sie in das letzte Häuslein, den Sarg, einsperrete, und die Leute haben sie über diese Gräben geworfen, damit Jeder, der des Weges zieht, für den Verstorbenen fünf oder ein Vaterunser bete, wie ihn gerade Gott ermahnt. Ein leichtsinniges Geblüt schreitet darüber weg, ohne daran zu denken, diese Absicht zu erfüllen; ein hitziges Geblüt thut es nicht, auch wenn es daran denkt; das melancholische Dorle dagegen hat diese Zeichen nie übersehen und jedesmal ein Gebet verrichtet. Eines Tages jedoch kam ihr der Gedanke, wie denn doch nicht für alle Verstorbenen solche Bretter gelegt würden, sogar nicht einmal für seine eigene Mutter, und wie diese Verstorbenen durch diese Vernachlässigung offenbar im Vergleiche zu andern verkürzt würden. Es beschloß deshalb, die Ungleichheit nach Kräften auszugleichen. So oft später der Weg dasselbe über solche Bretter führte, betete es für diejenigen, welche auf denselben gelegen, sobald es

aber über die Bretter hinüber war, begann es in noch brünstigerem Gebete der Barmherzigkeit Gottes diejenigen zu empfehlen, welche keine Bretter bekommen hatten.

Wer schon auf dem Bräunlinger Kirchhof gewesen ist, weiß, daß sich daselbst auch eine Todtenkapelle vorfindet. In dieser Kapelle sind die Wände mit Malereien tapezirt, die zwar nicht besonders schön und kunstvoll, aber grausig genug sind. Der Maler hat dem Knochenmann wahrhaftig nicht geschmeichelt, die Peinen und Flammen des Fegfeuers sind übergräßlich dargestellt und die armen Seelen tragen so verzweifelte Gesichter, daß sie Einen wohl im Schlafe zu stören im Stande sind. Nach dem Lindenbaum war nun diese Kapelle ein Lieblingsort des Dorle und ein Turnplatz für seine Phantasie. Ihm waren die Bilder nicht grausig genug. Auch hier drückte es die Augen zu und malte sich die Sachen noch viel schrecklicher und entsetzlicher aus, als sie an der Wand standen, bis es selber vom Entsetzen zitterte und bebte: Dann begab es sich heraus zu den Gräbern, verweilte aber nicht lange bei solchen, die gut gepflegt und mit Grabsteinen geziert waren, sondern betete und sprengte Weihwasser bei solchen, die vernachlässigt und ungeziert ansahen, und auf denen die hölzernen Kreuze windschief dastanden. „Die sind vergessen worden, dachte das Dorle, aber ich will an sie denken.“ Es vergaß in seiner Liebe für die Elenden sogar nie, so oft es auf den Hochösch ging, für diejenigen ein Gebet zu verrichten, die dort am Hofgerichte auf dem Galgenberg ihr Leben geendet. Bei all dem marterte es sich immer noch ab, um Mittel ausfindig zu machen, auch der leiblichen Noth der Unglücklichen zu steuern, aber es wollte ihm nichts einfallen.

Das Dorle wechselt den Dienst.

Aus Kindern werden Leute, und diese Wahrheit war die Ursache, daß das Dorle den Dienst wechselte, oder vielmehr, um die Sache beim rechten Namen zu nennen, daß es aus des Roman's Haus fortgeschickt wurde. Die Aufkündigung geschah nicht, weil man mit dem Betragen und den Dienstleistungen des Kindsmädchens nicht zufrieden gewesen wäre, sondern weil die Kinder derweil groß geworden und wohl im Stande waren, selber alle Haus- und Feldgeschäfte mit Beihilfe des Senzele zu besorgen. Sie schämten sich ordentlich, daß noch ein fremdes Mädchen im Hause gehalten werde, als ob sie nicht bereitwillig oder fähig wären, alle Geschäfte allein zu verrichten. Daß man mit dem

Dorle wohl zufrieden war, zeigte sich besonders beim Abschiede. Nicht nur legte die Romanin die zwei Federthalen auf den Tisch, die ihr Mann aus Dorle's Heimathsort vom dortigen Pfarrer mitgebracht und, ohne ihm etwas davon zu sagen, bisher sorgfältig aufbewahrt hatte, sie fügte auch noch einige Gulden aus dem eigenen Beutel als Lohn bei und war durchaus nicht zu bewegen, etwas abzurechnen wegen des schönen Wälderkleides, welches sie dem Dorle bei seiner ersten hl. Kommunion hatte machen lassen. „Es ist mir, sagte sie, als ob ein Kind aus dem Hause ziehe, so bin ich an dich gewöhnt. Aber bleib' nur fromm und ehrlich, und komm' oft zu uns und bet' auch für uns.“ Ja als die herrische Frau dem Kindsmädchen zum letzten „Vhut' Gott“ die Hand reichte, sagte sie mit Thränen in den Augen: „Verzeih' mir auch, wenn ich dir zuweilen Unrecht gethan; ich bin eben ein Hitzkopf, habe es aber immer gut mit dir gemeint.“ Daran hatte das Dorle nie gezweifelt, und wußte nicht Worte genug zu finden, um seine Dankbarkeit auszusprechen. Dem Roman war es gar nicht lieb, daß das Kindsmädchen fortzog, und hätte er dasselbe behalten, wenn er die Meisterschaft im Hause geführt hätte. „Jetzt wird das Schnattern und Trompeten im Hause wieder angehen,“ meinte er; und als er Abends in des „Kleindäcken“ Stube seine Pfeife rauchte, erklärte er zum großen Gaudium seinen Bekannten: „Ich könnte das Dorle heirathen wegen seiner Stille, obwohl es ein Siech ist und bleibt.“ Letzteres war eine zarte Anspielung auf Dorle's kleine Statur, schwächliche Glieder und blaßes Aussehen, was dem Roman schon lange her so viel heimliche Sorgen verursachte. In der That war auch das Dorle, obwohl eine achtzehnjährige Jungfrau, von Gestalt nicht größer und an Gliedern nicht viel stärker, als ein dreizehnjähriges Kind. Die Romanin war deshalb auch darauf bedacht gewesen, der winzigen Person einen Dienst auszumitteln, dem ihre Kräfte gewachsen wären. Einen solchen fand sie bei ihrem weitläufigen Vetter, dem Marx in der Kirchgasse. Zwar konnte der Marx starke Mägde brauchen, denn sein Anwesen gehörte zu den größten im Orte, aber er hatte erwachsene Söhne und Töchter und der Marx selber arbeitete für Zwei. Zum Nichtsthun in- des wurde das Dorle nicht gedungen, der Marx war nicht der Mann, sein Geld für nichts und wieder nichts wegzuworfen; und das Dorle erhielt alljährlich fünf rauhe Gulden, ein Paar Schuhe und zehn Ellen Tuch. Für so viel Geld verlangte der Marx etwas.

Die neue Magd trat ihren Dienst in großer Angst und Bangigkeit an. Allgemein galt der Marx für einen ausgemachten Filz und Geizhals und das Dorle war vielfältig gewarnt worden, doch nicht in jenes Haus zu gehen, indem es unmöglich dort auszuhalten. „Dort müssen die Diensthöten Hunger leiden, hieß es, und sich dabei todtschaffen; die Hungerleiderei schaut ja dem Knicker zu allen Gliedern heraus.“ Auch der Roman meinte, das Dorle werde in der Kirchgasse zu einem Schatten verschwinden und wie eine dürre Birne zusammenhuzzeln. „Denn, schloß er, wenn du es bei meiner Kost an Größe und Stärke nicht weiter gebracht hast, wie soll es erst dort gehen.“ Allein die Romanin erklärte: „Man ist beim Vetter auch, er hat Augen und wird dir keine Pferdearbeit zumuthen, und was die Hauptsache ist, für deine Seele ist dort aufs Beste gesorgt; in selbem Hause wird nichts Unrechtes geduldet.“ Das Dorle folgte seiner bisherigen Herrin.

Eine Baurenwirthschaft.

Es war just nicht zu verwundern, daß die Leute den Marx der Hungerleiderei beschuldigten, er war wirklich unverschämt mager und sah aus, wie die theure Zeit; und doch war er kein Hungerleider und litt Niemand in seinem Hause Mangel an Nahrung, vielmehr machte es ihm Freude, wenn die Leute am Tische tüchtig dreinhieben. „Wer nicht recht ißt, arbeitet auch nicht recht,“ pflegte er zu sagen. Dagegen war allerdings die Kost seines Hauses nicht für zarte Mägen berechnet. Ein mächtiger Laib Brod lag in der Tischlade und das Messer daneben, und jedem im Hause stand frei, mit demselben einen tüchtigen Schnitt in den Laib zu thun, so oft es ihm beliebte; aber das Brod war sehr schwarz und rauh und schwer zu schneiden, weil es unter den Händen zerbrockelte. Es war eine Platte wie eine Wanne, in welcher die gewöhnliche Schwabentost, die Knöpfe aufgetragen wurden, aber sie waren nicht niedlich und von Semmelmehl gemacht und das Schmalz kam an ihnen vergeudet. An bestimmten Tagen kam Speck auf den Tisch und wahrlich nicht in kleinen Portionen, aber er war fünf Finger breit, mehrjährig, gelb und wohl auch von anzüglichem Geruche. Uebrigens hatten Herr und Frau nichts Apartes, sondern aßen mit den Andern von demselben Brode und aus derselben Schüssel.

Fütterte der Marx seine Leute gehörig, so verlangte er allerdings auch, daß sie gehörig arbeiteten und verstand unter dem „gehörig“ sehr viel. Auch hierin ging er mit dem eigenen Beispiele voran.

Der Spruch der heiligen Schrift: „Der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fluge,“ leuchtete ihm absonderlich ein. Der lange, hagere Mensch war wie von Stahl gemacht und gar nicht zu ermüden. In der frühesten Frühe schon donnerwetterte er die schläfrigen Buben und Mädchen, Knechte und Mägde aus den Betten heraus, und den lieben langen Tag stelzte er auf seinen langen dünnen Beinen herum, um in Scheuer und Stall, auf Aekern und Wiesen, im Wald und Steinbruch nachzuschauen, ob alle Hände sich „gehörig“ regen, um anzutreiben und mitzuhelfen, daß die Arbeit gefördert werde. Wind und Wetter, Sturm und Regen, Hitze und Frost durften nicht berücksichtigt werden; er schonte eher das Vieh, als die Menschen. Und wenn er mit seinen abgejagten, abgematteten Leuten nach Hause zurückgekehrt und das Abendessen verzehrt war, so mußten sie erst mit ihm auf den Boden knieen, den Rosenkranz beten und auf die lange Litanei Antwort geben. So hatte es sein Vater und Großvater gehalten, und was diese gethan, daran hielt er eigensinnig fest. Die Arbeiten mehrten sich mit jedem Jahre, indem er immer neue Felder kaufte, ohne daß es ihm einfiel, mehr Leute zu deren Bewirthschaftung anzustellen. Sein Vater und Großvater hatten ja auch nie mehr Knechte und Mägde. Burden seine Leute von Montags frühe bis Samstag Abends zu strenger Arbeit angehalten, so hatten sie dagegen Sonntags Ruhe. Das dritte Gebot beobachtete der Marx gewissenhaft und hätte lieber die ganze Erndte draußen gelassen, als an einem Sonn- oder Feiertage Garben eingeheimst. Selbst wenn der Pfarrer von der Kanzel die Bewilligung gab und geradezu die Leute aufforderte, die Gaben Gottes nicht verderben zu lassen, so kehrte sich der Marx doch nicht daran. „In diesem Hause ist an einem Sonntage noch nie gearbeitet worden und wird nicht gearbeitet,“ dabei hatte es sein Verbleiben.

Der Marx war überhaupt ein ernster, unfreundlicher Mann, in dessen wetterhartem Gesichte eine ingrinnige Entschlossenheit lag. Nie sah man ihn lachen, kein Scherz kam über seine Lippen. Wenn der Zorn sich seiner bemästerte, war er furchtbar, und ein Glück, daß er nicht oft von ihm bewältigt wurde. Seine Kinder fürchteten ihn wie das Feuer. Die Buben waren groß und stark wie der Vater, aber ich hätte keinem rathen mögen, ihm zu widersprechen, gegen seine Befehle zu murren, oder auch nur über ein zugetheiltes Geschäft sich zu beschweren.

Wenn die Bräunlinger behaupteten, der Marx sei ein Filz und Knicker und Kummelspalter, so thaten sie ihm nicht ganz Unrecht, er war wenigstens übertrieben sparsam und hielt streng an dem Grundfatz, keinen Kreuzer unnöthig auszugeben, dagegen so viele Kreuzer einzunehmen, als rechtlicher Weise immer möglich. So erpicht er auf's Geld war, so entfernt war er von Betrug, Uebervortheilung und Wucher. Dagegen mußten alle Erzeugnisse seines Gutes auf's Beste verwerthet und der Erlös in seine Hände geliefert werden; „das Weibsvolk, meinte er, weiß nicht mit dem Gelde umzugehen.“ Daher fuhr der Marx nicht nur oft mit einem vierspännigen Wagen voll Frucht in's Kaufhaus nach Köffingen und Zürich und brachte ganze Ranzen voll blanker Thaler nach Hause, ohne auf dem Wege mehr als das Allernothwendigste zu verzehren; er wußte auch genau, wie viele Eier seine Hühner täglich legten, für wie viele Stücke in Donaueschingen ein Bagen zu bekommen und diese Eierbagen wollte er nicht nur sehen, sondern auch einsacken. Er verkaufte nicht bloß auf den Märkten der Umgegend stattliche Rosse und wohlgenährte Dachsen, und aß dabei schwarzes Brod aus seiner Tasche und löschte den Durst an der Brunnenröhre, damit er keinen Groschen zu wenig heim bringe; seine Aufsicht erstreckte sich auch auf den Spinat, Salat und die Monatrettige des Gartens, was Alles ebenfalls nach Donaueschingen getragen und wofür ihm der Erlös eingehändigt werden mußte. Den Schmalzhasen besichtigte er mit scharfem Auge und wog ihn mit gewichtskundiger Hand; die jungen Hühner wußte er richtig zu taxiren und die Flaumfedern seiner Enten und Gänse entgingen nicht seiner Sorgfalt. Solche Hasenguckerei und Hennengreiferei steht freilich einem wohlhabenden Bauersmann übel an und der Marx mußte anzügliche Redensarten bezweigen hören, wer aber nichts darnach fragte, war der Marx. Zum Bertragen und Verhaufsren solcher Gegenstände, so wie zur Besorgung des Geflügels, der Kälber und Schweine hatte er hauptsächlich das Dorle in Dienst genommen, obwohl er dasselbe auch sonst noch zu verwenden wußte.

Jede Hausfrau wird mir nun gerne glauben, daß die Marxin einem solchen Manne gegenüber einen bösen Stand hatte. Eine Frau hat eben doch so ihre Ausgaben, von denen der Mann gerade nichts zu wissen braucht, und jeden Kreuzer einem zähen Filz erst abbettern und abjammern zu müssen, ist ohne Zweifel ein leidiges Geschäft. Aller-

dinge zeigte sich der Marx ganz bereitwillig, das Nothwendigste anzuschaffen, aber was gerade nothwendig sei, darüber waren die Eheleute oft verschiedener Ansicht. Der Marx kannte gar wenige Nothwendigkeiten, besonders wenn es sich um die Kleidung der Töchter handelte; die Frau dagegen wußte Vielerlei namhaft zu machen. In den ersten Jahren der Ehe fanden deshalb arge Auftritte zwischen ihnen statt, später hat sich die geschmeidige und geduldige Marxin in die Sache gefügt. Man sagt, in solchen Fällen wußten sich die Weiber zu helfen und trotz der scharfen Augen ihrer zähen Ehemänner Etwas auf die Seite zu bringen; gewiß ist, daß die Marxin eine Kasse besaß, von welcher ihr Mann keine Kenntniß hatte.

Dorle übt leibliche Werke der Barmherzigkeit.

Neben den vielen Vorwürfen, die dem Marx wegen seinen Untugenden gemacht wurden, war keiner gegründet, als der wegen seiner Härte und Unmenschlichkeit gegen die Armen. Es waren Fälle vorgekommen, wo er zum Erstaunen der Leute Almosen gegeben. So hatte in Sumpfohren der Hagel einmal Alles zerschlagen. Da stieg der Marx eines Morgens auf die Fruchtschütte, faßte einige Säcke voll und führte sie nach Sumpfohren zum Austheilen. Sein Nachbar, der brave Beni, hatte Unglück im Stalle gehabt. Da schleicht sich Sonntags nach der Vesper der Marx in sein Haus und bietet dem erkrankten armen Nachbarn einige Louisdor an ohne Zins und Handschrift, damit er sich wieder eine Kuh anschaffen könne. „Du bist ein fleißiger Mann, sagte er beim Abschiede, und wirst wieder in bessere Umstände kommen, dann zahlst du mir das Geld zurück; ist das nicht der Fall, so bringt's mich auch nicht um.“ Das waren aber nur so einzelne Lichtpunkte in Marxens Leben und man dachte in solchen Fällen, er werde bald sterben, im Allgemeinen war er gegen die Armen hartherzig. Wehe dem fremden Bettler (die einheimischen gingen stille Verwünschungen murmelnd vorüber), der sich in sein Haus verirrt und ihm in Person begegnete. Ein ganzer Hagel von Verwünschungen, Scheltworten und Donnerwettern fuhr ihm auf den Kopf; Landstreicher, Tagdieb und Faulenzer waren noch höfliche Titel, man durfte von Glück sagen, wenn er auf die gewöhnliche Art zum Hause hinauskam. „Wer gesunde Hände hat, soll arbeiten, dann braucht er nicht zu betteln,“ war sein Weidspruch. Nicht einmal

gegen Kranke zeigte er leicht Mitleid oder erwies ihnen Barmherzigkeit und machte keinen Hehl aus seinem Glauben, daß die meisten Krankheiten nur ein Deckmantel der Faulheit seien. „Ich habe gar keine Zeit zum Kranksein“, sagte er, und ist auch wirklich in seinem Leben nie krank gelegen.

Diese Härte ihres Dienstherrn that dem Dorle ungemein wehe und es hätte schwerlich im Hause ausgehalten, wenn nicht die Frau barmherziger und der Herr die meiste Zeit außer dem Hause gewesen wäre. Gleichsam um gut zu machen, was der Marx sündigte, verfiel es auf ein Mittel, den Armen beizustehen. Als Ausläuferin des Hauses kam es mit gar vielen Menschen in Berührung und wurde bald da bald dorthin geschickt, daher hatte es auch häufige Gelegenheit, Brod zu schneiden. Das ist aber so. Wenn du zu einem Herrn kommst, der dich wohl leiden mag, so stellt er dir einen Schoppen Wein auf und im Bairischen ein Seidel Bier und vielleicht kalten Braten oder sonst ein „Bein“ dazu. Bei Bauersleuten findet dies natürlich nicht Statt, weil sie keinen Wein im Keller haben (in Weinländern ist's freilich anders), und keinen warmen Braten kalt werden lassen. Dafür besteht oder bestand wenigstens in meiner Gegend die patriarchalische Sitte des Brodschneidens. Die Hausfrau reicht nämlich dem Besuchenden einen Laib Brod und Messer hin ungefähr mit den Worten: „Schneid' auch von unserm Brod.“ Der Besuchende schneidet nun einen Mundvoll herab und gibt Laib und Messer zurück mit höflichem Dank. Dann fährt die Hausfrau mit dem Messer unbarmherzig in den Laib hinein und bringt dem Besuch ein mächtiges Stück auf, und es verriethe Grobheit, dasselbe nicht anzunehmen. Da nun der Marx im Verdacht stand, seine Leute hungern zu lassen, und da das Dorle ohnehin beständig ein hungriges Aussehen hatte, so verfehlte selten eine Hausfrau, ihm Laib und Messer darzureichen und schnitt tiefer in den Laib, als es für eine andere Person geschehen wäre. Von diesen vielen Brodschnitten trug sie nun immer einige im Sack mit sich und wenn sie einem armen Menschen, einem bettelnden Landfahrer oder einem hungrigen Kinde begegnete, gab sie ihm ungebeten ein Stück. Die bedürftigen Kinder merkten sich das bald und standen dem Dorle überall auf dem Weg und da alle Kinder fremdes Brod lieber essen, als das eigene, so schauten auch Kinder wohlhabender Eltern das Dorle mit verlangenden Augen an, und es gab auch diesen, was ihm dann ihre Mütter gelegentlich wieder vergalt.

Zum Brod gab es jedesmal noch eine gute Ermahnung. So ward das Dorle eine freigebige Almosenpenderin und war bei seiner Leiche Niemand, der nicht seiner Zeit Brod von demselben bekommen hätte.

Auch an den Kranken suchte es einzubringen, was sein Dienstherr vernachlässigte. Mit dem Augenzudrücken und den Spaziergängen im Himmel herum wollte es nicht mehr recht gehen; es mußte seine leiblichen Augen viel zu sehr brauchen und allen Verstand zusammennehmen, damit es sich auf der Welt zurecht finde, seine vielen Aufträge gehörig besorge und den Unwillen des gestrengen Dienstherrn nicht auf sich ziehe. Darum kürzte es seine sonntäglichen Besuche bei der Ottilienkapelle und auf dem Kirchhofe ab und begab sich dafür zu armen, verlassen Kranken, denen es vorbetete, das Bett machte, die Kammer reinigte und Trost einsprach. Sogar der Marx billigte dieses Verfahren und meinte, ein solches Arbeiten sei auch am Sonntage erlaubt. Es ist nicht zu beschreiben, wie selig sich das Dorle fühlte, wenn es recht viele Stücke Brod austheilen und den Kranken Erleichterung verschaffen konnte. Es selber aber wurde getröstet und gestärkt durch seinen Freund, den

Pater Fintan.

Dieser Fintan war nichts mehr und nichts weniger als ein einfältiger Kapuziner, der aus seinem Kloster in Billingen über jedes Marienfest nach Bräunlingen pilgerte, um im Beichtstuhle auszuhelfen. Er war der einzige Mensch, dem das Dorle volles Vertrauen schenkte und seine ganze Seele offenbarte, nicht bloß die Sünden, denn daß man diese vor dem Beichtvater geheim halten könne, davon hatte es keine Ahnung, sondern alle Gefühle und Gedanken, Hoffnungen und Wünsche. Der Fintan verdiente aber auch das Zutrauen, das ihm von allen Seiten zu Theil wurde. Zwar stellte er kein Kirchenlicht vor und mit tiefsinnigen Spekulationen hatte er sich nie abgegeben, dagegen besaß er eine ungewöhnliche Kenntniß des menschlichen Herzens, eine unerschöpfliche Geduld und einen unzerstörbaren Frohmuth. Ich habe überhaupt noch keinen traurigen Kapuziner gesehen und ist ihnen, glaube ich, durch die Regel ihres Ordens verboten, ein trübseeliges Gesicht zur Schau zu tragen. Ein Kapuziner hat aber auch keine Ursache, sich der Traurigkeit zu überlassen, führt er doch ein Leben wie ein Freiherr und ist allen Sorgen enthoben. Es war ein seltsamer, aber großartiger Gedanke des heiligen

Franziskus, einen Orden zu gründen, dessen Mitglieder nichts besitzen und lediglich von der Barmherzigkeit und Mithätigkeit der Gläubigen leben sollten. Wer sollte glauben, daß sich ein solcher Plan verwirklichen ließe? Welch' festes Gottvertrauen gehört dazu, um ein solches Unternehmen nicht abentheuerlich zu finden. In der That fehlte es auch dem heiligen Franziskus nicht an Spöttern und Auslachern, ja selbst der große Papst Innocenz III. fragte besorgt: Wer wird euch den nöthigen Unterhalt verschaffen? Allein der Heilige antwortete voll kühner Zuversicht: „Ich vertraue auf meinen Herrn Jesus Christus, der uns Ruhm und Leben im Himmel verheißt, wird uns des Körpers Nothdurst nicht versagen.“ Der Orden wurde errichtet und zählte viele Tausend Mitglieder und ist meines Wissens bis auf den heutigen Tag kein Kapuziner Hungers gestorben. Selbst die Klosterstürmer unserer Zeit sind mit ihnen ziemlich glimpflich verfahren, ich denke, weil nicht viel bei denselben zu holen war, da sogar ihre Kirchen armselig und ohne kostbaren Schmuck sind. Es ist auch keineswegs zu läugnen, daß die Patres wohlthätig und namentlich auf das gemeine Volk gewirkt und von diesen im Allgemeinen geliebt wurden. Die Kapuziner standen und stehen dem Volke viel näher als andere Geistliche; selber häufig aus den Hütten der Armuth hervorgegangen, waren sie mit den Bedürfnissen und Sorgen der Armen von Jugend auf vertraut; selber kein Eigenthum besitzend und auf die Barmherzigkeit des Volkes angewiesen, erregten sie nicht den Reid der Dürftigen; mit den Großen dieser Welt wenig verkehrend, konnten sie weniger des Ehrgeizes und des Einmischens in Dinge, die sie nichts angehen, beschuldigt werden. Bei den Kapuzinern kann nicht einmal, was bei Weltgeistlichen vielfach geschieht, die Klage erhoben werden, daß Einer einen zu kurzen oder zu langen Rock, oder einen zu hohen oder zu niederen Hut oder gar einen weißen Strohhut oder eine burschikose Mütze trage, denn Jeder trägt die gleiche braune Kapuze, die ein fast ewiges Gemächte ist.

Seien übrigens die Kapuziner im Allgemeinen beliebt oder unbeliebt, gewiß ist: der Pater Fintan war in Bräunlingen ein willkommener Gast. Die Kinder standen ihm auf den Weg mit hochaufgerichtetem Haupte, damit er ihnen auf die Stirne das Kreuzeszeichen mache und allenfalls ein „Heiligle“ verehere; die Weiber richteten etwas absonderlich in der Küche zu, in der Hoffnung, er werde in ihrem Hause ankehren und selbst die Männer schüttelten

dem alten Bekannten und fröhlichen Erzähler, der so viele anmuthige und lustige Historien wußte, treuherzig die Hand. In alle Verhältnisse des Ortes war er eingeweiht, das Hauskrenz jeder Familie ihm bekannt, die Feindseligkeiten zwischen Nachbarn und die Eifersüchteleien zwischen Eheleuten und Familien waren ihm nicht verborgen, und überall suchte er mit Rath und Trost, mit Mahnung und Warnung zu helfen. Namentlich aber waren es die Diensthöten, denen er seine Sorgfalt widmete, die er mit besonderer Freundlichkeit behandelte und mit ihrem harten Loos zufrieden zu machen strebte. Er erkannte gar wohl, daß gerade diese Menschenklasse eine tüchtigere religiöse Grundlage bedürfe, weil sie von Seite der Dienstherrn oft so gewissenlos vernachlässigt wird und der Verführung stark ausgesetzt ist.

Obwohl das Dorle auch im Beichtstuhle kurz und schweigsam war und alle unnöthigen, weitaufzigen und langweiligen Auseinandersetzungen und Erzählungen sorgfältig vermied, so kam der gewandte Menschenkenner doch bald den Träumereien, dem Hinbrüten und dem Hange desselben zur Schwärmerie auf die Spur und wußte, ohne seiner Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten und von ihm eine kalte Verstandesreligion zu fordern, auf sehr geschickte Weise ihren Sinnen eine mehr praktische Richtung auf das wirkliche Leben zu geben und lehrte dasselbe, wie man die irdischen Geschäfte im himmlischen Sinne verrichten und die Hände bei der Arbeit, das Herz aber bei Gott haben müsse. Das Dorle aber war ein gelehriges Kind und ist nicht jedem Beichtkinde nachzurühnen, daß es die Ermahnungen seines geistlichen Führers mit solcher Gewissenhaftigkeit befolge. Mit Freundlichkeit konnte man überhaupt bei dem Dorle Alles durchsetzen. Groß und aufrichtig war darum auch sein Schmerz, als die Klöster aufgehoben und der Fintan in eine ferne Gegend geschickt wurde. Wenn's nach ihm gegangen wäre, so wären die Klöster nicht aufgehoben worden, aber es hat natürlich bei diesen Geschäften das Dorle Niemand um seine Meinung gefragt.

Das Dorle zieht aus der Kirchgasse.

Das Dorle hatte bei dem reizbaren, heftigen Marx oft einen harten Stand und wegen seiner Bedächtlichkeit und Langsamkeit Manches zu leiden, doch hielt es sich mehr als vierzig Jahre in dem Hause auf, verwuchs mit denselben auf's Innigste und dachte kein Mensch anders, als es werde auch

darin sterben. Die Sache wäre auch so gekommen, wenn nicht ein ganz unvermuthetes Ereigniß eingetreten. Fintan hatte dem Mädchen beim letzten Besuche auf die Seele gebunden, so lange als möglich bei des Marxen zu bleiben, einmal weil es dort viel zu schaffen gebe, wodurch es an dem gefährlichen, träumerischen Hinbrüten verhindert werde, dann auch, weil seine Gegenwart im Hause den jungen Leuten zu einem guten Beispiele gereiche. Fortgeschickt hätte man dasselbe auch nicht, man war an das Dorle so gewöhnt und es wurde so als zur Familie gehörig betrachtet, daß man seine Abwesenheit nicht hätte ertragen können, auch war die jetzige Meisterschaft ganz mit dem Kapuziner einverstanden, daß die kleine Person ihren Kindern zu einem guten Vorbilde diene. Der Marx und die Marxin waren natürlich schon lange gestorben; sein Sohn und Erbe Johann selber war schon Wittwer geworden, hatte das Hauswesen übergeben und bewohnte als Leibgebinger die Hinterstube; der jetzige Bauer hieß Gallus, wurde aber gewöhnlich wie sein Großvater Marx genannt. Er war ein arbeitsamer, guter Mann, der große Stücke auf das Wäldermädchen hielt, das ihn in seiner Kindheit hauptsächlich verpflegt und erzogen hatte. Den Leibgebinger im Hinterstübchen kannte die ganze Stadt unter dem Namen Großvater. So lange nun dieser lebte, ging Alles den alten Gang. Als er aber an der Buchhalde zu seinen Vätern versammelt war, wechselte im Hause das Regiment und die Frau des Gallus, die schöne, stolze Martha ergriff die Zügel der Herrschaft.

Sie hatte mit Sehnsucht auf den Tod des Alten gewartet, denn sie haßte ihn, weil er abgerathen, als der Gallus sie heimführte, und sie fürchtete ihn, weil er ihr überall auf die Finger sah und kein Weiberregiment neben sich duldete. Den Gallus dagegen wickelte sie um den Finger. Nun war vor mehreren Jahren ein Bruder der Martha nach Amerika gezogen und hatte dort sein Glück gemacht, wenigstens strömten seine Briefe vom Lobe jenes Landes über. Was aber der Martha in diesen Briefen am meisten einleuchtete, waren die reizenden Schilderungen, welche darin über das Loos der amerikanischen Frauen vorkamen, wie sie fast nichts arbeiten, sich prächtig kleiden und keine müden Füße bekommen, weil sie beständig reiten oder fahren. Nun hatte die Martha von jeher namentlich die Feldarbeit für ihre Schönheit ungeziemend und unwürdig gefunden, auch in Betreff der schönen Kleider die Ansicht aller Ewastöchter ge-

theilt; darum war sie bei sich selber fest entschlossen, ihren Mann zu bewegen, mit ihr in das gelobte Land zu ziehen. Bei Lebzeiten des Großvaters wagte sie nicht, von ihrem Plane zu schnaufen, nachdem er aber die Augen zugethan, legte sie rüstig Hand an's Werk und brachte es durch immerwährendes Zureden, durch Schmeicheleien, durch reizende Schilderungen der dortigen Zustände und alle Schliche und Kniffe eines Weibes dahin, daß der Gallus ihr am Ende für den glücklichen Einfall danken mußte. Ich bin fest überzeugt, wenn es ihnen drüben schlecht erging, so machte die Martha ihrem Manne Vorwürfe, daß er sie zu der Reise beredet.

Das schöne, große Gut wurde also verkauft und von einem Vetter erstanden. Nun standen dem Dorle zwei Wege offen. Es konnte mit den Auswanderern fortziehen, was diese sehr wünschten und nicht bezweifelten, oder es konnte bei dem neuen Eigenthümer in Dienst treten, was ihm ebenfalls angeboten wurde, denn es wurde, wie gesagt, allgemein als zu des Marren Hause gehörig betrachtet. Das Dorle wollte weder das Eine noch das Andere; das schöne Vaterland und bekannte Christenmenschen zu verlassen, um unter einem, wie es meinte, halbwildem heidnischen Volke sich anzustedeln, erschien ihm als gräßliche Sünde; im Hause aber wollte es auch nicht bleiben, weil es ihm gar zu wehe that, in den gewohnten Räumen die gewohnten Menschen nicht mehr zu sehen. Es war der Magd unbegreiflich, wie Leute, die ein mehr als hinlängliches Auskommen besaßen, bloß um noch mehr zu erhalten, die heimathliche Stube verlassen und eine solche Reise unternehmen konnten. Da nun das Dorle weder nach Amerika auswandern, noch in des Marren Haus bleiben mochte, so blieb keine andere Wahl, als sich um einen andern Platz umzusehen. Dieser Platz fand sich bald. Allmählig alt geworden und zu schweren Arbeiten ohnehin untauglich, überdies im Besitze eines in seinen Augen bedeutenden Vermögens, beschloß es, sich einmal wohl sein zu lassen. Eine Tochter der Romanin hatte sich mit einem Tagelöhner verhehlicht und wohnte in einem kleinen Hause hinten beim alten Römerthurm in ziemlich armseligen Verhältnissen. Diese nahm ihre ehemalige Wärterin mit Freuden auf und räumte ihr ein eigenes Kämmerchen zur ebenen Erde ein, fast unter der Erde. Das Dorle hatte bei dieser Wahl die geheime Absicht, der Frau, welche das arme, hergelaufene Kind so liebreich aufgenommen, ihre Wohlthaten an den Enkeln nach

Kräften zu vergelten, und Gott weiß, es hat redlich vergolten.

Dorle als Kapitalistin.

Wenn man genau angeben sollte, in welcher Eigenschaft das Dorle in die neue Haushaltung am Thurm eingetreten und welche Verrichtungen ihm oblagen, so wäre das schwer zu sagen. Von Lohn war zwischen der Eintretenden und der Kunigund, so hieß die Frau, so wenig die Rede, als bei der Romanin. Eine Magd im Hause war ein überflüssiges Möbel, denn die Leutenchen vermochten ihre wenigen Felder selber zu bebauen und blieb ihnen noch die meiste Zeit des Jahres frei, und am Tische konnten sie eines weitem Magens noch leichter entbehren, waren ja die größern Kinder in fremde Dienste gegangen, damit die Schüssel nicht zu klein werde. Es gibt Familien, mit denen es trotz der Arbeitsamkeit und Redlichkeit der Eltern und Kinder nicht vorwärts will; eine solche war die des Thurbaschi. Der Baschi (Sebastian) war ein thätiger, sparsamer Mann, der sich nicht einmal am Sonntage bis zu einer Flasche Bier verstieg, und die Kunigund war eine verständige wirthschaftliche Frau, die Alles wohl zusammenzuhalten wußte, aber es verfolgte sie ein Unglück um das andere. Wenn der Baschi mit andern Männern gemeinschaftlich um Tagelohn arbeitete und es ereignete sich ein Unfall, so traf er sicher den Baschi. Hatte ein Haar eines Lehrbartes es darauf abgesehen, in das Auge eines Garbenbinders oder Dreschers zu fahren, so konnte das nur das Auge des Baschi sein. War es vom Himmel bestimmt, daß ein Holzschlitten den Fuß eines Menschen zerquetschen sollte, so ging der Schlitten über keinen andern Fuß als den des Baschi. Die geduldigste abgefarrteste Mähre schlug aus, wenn er in seiner bösen Stunde hinter ihr stand. Die Frau war stark und hechtgesund, aber bei jeder Kindebett mußte sie acht Wochen im Bette bleiben und in die Apotheke schicken. Während die größten Bauern all ihre Garben unberegnet heimbrachten, regnete es sicherlich, sobald sie auf ihren Aekern zu schneiden begannen. Erst vor einigen Wochen hatten sie das fürchterliche Unglück gehabt, ihre einzige Kuh, eine Milchkuh, wie es nach Kunigundens Versicherung keine zweite mehr in der Welt gab, zu verlieren, und mit Mühe war es ihnen gelungen, so viel Geld zusammen zu leihen, um eine andere zu kaufen.

Mit dem Dorle nun, hofften sie, werde ein besserer Stern in ihr Haus einziehen und weiteres

Unglück ferne bleiben. Hatte ja der Gallus bei seiner Abreise nach Amerika öffentlich gesagt, weil das Dorle nicht mitziehe, so müßten sie den besten Segen zurücklassen. Und in der That kam mit dem Dorle das Glück in die arme Familie und war darin gar nichts Wunderbares. Wenige Leute im Orte hatten eine Ahnung davon, wie knapp es zuweilen im Hause des Baschi zugehe, denn sie suchten ihre Armuth möglichst zu verdecken; allein die neue Hausgenossin hatte für jede Noth scharfe Augen und merkte bald, wie es in diesem Punkte stehe, und was sie nicht merkte, das klagte die Kunigund dem schweigsamen Dorle offenherzig. Dieses hatte nicht leeren Trost, sondern That bei der Hand. Freilich ist unbegreiflich, wie eine Magd mit fünf Gulden Jahrlohn, einigen Groschen Trinkgeld beim Kälberverkauf, sowie den kleinen Geschenken, welche die Gemüß- und Geflügelhändlerin zuweilen von Herrschaften in Donaueschingen empfing, Etwas zurückzuliegen im Stande, aber es ist darum nicht weniger Thatsache, daß das Dorle baare 200 Gulden besaß. Es war selber erschrocken, als der Gallus ihm den Haufen Geld vorlegte, und wußte nicht, was es damit anfangen sollte. Jetzt wußte es ihm einen Platz. Der Baschi traute seinen Augen nicht, als das kleine Geschöpf ihm das Geld hinlegte mit der dringenden wahrhaft vom Herzen kommenden Bitte, dasselbe doch anzunehmen, es fürchte sich mit dem vielen Gelde allein in der Kammer. Der Mann machte zwar Anfangs Umstände und wollte nicht recht zugreifen, doch bedurfte es keiner großen Zubringlichkeit, ihn zu bewegen, so viel anzunehmen, als zur Befriedigung seiner ungeduldigsten Gläubiger nöthig war, wobei dem Dorle nicht mehr so viel in der Hand blieb, daß es sich vor demselben zu fürchten brauchte. Bei diesem ganzen Anleihegeschäft wurde kein Buchstabe geschrieben.

Es konnte nicht fehlen, daß die günstige Veränderung in Baschi's Haushaltung auch von Andern bemerkt wurde, und da Wenige recht wußten, welche Bewandniß es mit den 200 Gulden habe, so verbreitete sich immer allgemeiner das Gerücht, das Dorle stehe ihm Bunde mit Geistern und vermöge mit deren Hilfe Schätze zu heben. Daß auf „Guldenen“ droben ein Geist umgeht, der die Vorüberziehenden neckt, vom rechten Wege ablockt und im Walde herum in die Irre führt, ist eine ausgemachte Sache. Nun kam das Dorle in einer stockfinsternen Nacht von Döggingen her an dem Gespensterplatze vorüber und sah unter einem Baume

Schuppen von Lannzapfen liegen, welche wie Glühwürmer leuchteten. Von diesen seltsamen Schuppen las es einige zusammen und verschloß sie in seine zinnerne Gelbbüchse, um sie am Morgen näher zu untersuchen. Da es aber am Morgen die Büchse öffnete, fand es alle Schuppen in funkelnde Goldstücke verwandelt. So erzählten sich die Leute und mochte das Dorle noch so sehr gegen diese Erzählung protestiren und behaupten, es habe in seinem Leben noch nie ein Goldstück in seiner Büchse gefunden, die Leute blieben doch bei ihrem Glauben stehen und es wurde nicht selten um Rath angegangen, wie man verborgene Schätze finde und hebe. Viele Menschen haben ein eigenthümliches, krankhaftes Verlangen, auf einem übernatürlichen, geheimnißvollen Wege zu Reichthum zu gelangen, und sind in Allem, was hierauf Bezug hat, abergläubischer, als je eine Betschwester gewesen. Die Leute durften nur die Augen aufstun um zu sehen, was das Dorle verdiente.

Dorle's Beschäftigung.

Wenn viele Leute eine gleichförmige, regelmäßige Beschäftigung haben und heute arbeiten, was sie gestern gearbeitet und morgen arbeiten werden, so war das beim Dorle anders. Regelmäßig war bei ihm nur, daß es jeden Tag der Frühmesse amwohnte und dabei wie ihre selige Mutter den letzten Platz in der schlechtesten Bank einnahm, gleichsam als befürchtete es, Andern den Platz zu versperren, obwohl die Frühmesse jämmerlich schwach besucht wird; und regelmäßig war, daß das Dorle jeden Leichenzug auf den Kirchhof begleitete und immer die letzte den Zug schloß oder vielmehr einige Schritte hindendrein trippelte; und regelmäßig war, daß es sich an den Priester angeschlossen, so oft er die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Allein mit diesen regelmäßigen Geschäften war es begreiflich nicht im Stande, sein Brod zu verdienen, und aß doch alle Tage dreimal, die Fasttage ausgenommen, an welchen die dritte Mahlzeit wegfiel.

Die Mittel dazu erwarb es sich an Regentagen mit Wollspinnen, worin es freilich nicht die Fertigkeit seiner Mutter, aber eine unermüdete Ausdauer besaß. An schönen Tagen, wenn gerade nichts Besseres zu machen war, zog es an den halberber Triben oder in's Eichhölzle hinaus und es war rührend anzuschauen, wie das schwächliche Geschöpf am Abend heimkehrte, einen schweren Bündel Leinwand auf dem Kopf tragend, an der rechten Hand ein Kind führend, das der freundlichen Brodspinn-

wohin entgegengegangen, mit der linken die Schürze voll Gras haltend, welches es von daher für des Baschi's Kuh abgerupft. Zwar fiel es dem Baschi nie ein, der Hausgenossen für das beigeschleppte Holz und Gras auch nur einen Kreuzer anzubieten, angenommen hätte ihn diese ohnehin nicht; dagegen trug das Dorle auch nicht im Mindesten Bedenken, gelegentlich vor den Augen der Kunigunde aus der oberen Küche Etwas mitzunehmen oder aus ihrer Schüssel zu schöpfen. Ueberhaupt war im Hause eine Art Gütergemeinschaft eingeführt. Stand es im oberen Stockwerke glänzend, so stieg die Unterirdische hinauf, um sich ihren Antheil zu holen; sah's dagegen oben fahl und öde aus, wie in einer protestantischen Kirche, so wurde in dem halb unterirdischen Raume genaue Durchsuchung angestellt und der Erfund hinaufgeschafft. Jedem falls aßen die kleinen Kinder öfter unten beim Dorle, als oben bei den Eltern.

Zum Kornschneiden war zwar das Dorle nicht zu gebrauchen, weil es gar zu bedächtlich dabei zu Werke ging und gleichsam Mitleiden mit den Halmen zu haben schien; das Aehrenlesen jedoch ging ihm gut von Stattem und mancher Bauersmann, der als Knabe von Dorle's Brod gegessen, erinnerte sich jener Zeit und machte es wie Booz im alten Testamente, indem er den Schnittern befohl, absichtlich dem armen Dorle mehr liegen zu lassen. Bei diesem Geschäfte des Aehrenlesens mußten die kleinen Kinder des Hausherrn getreulich mithelfen, indem die emsige Person es nicht ausstehen konnte, wenn Kinder herumshlenderten, während sie doch Etwas arbeiten und verdienen konnten. Bei armen Kindern erklärte es das Dorle geradezu für Sünde, wenn sie Brod bettelten, da sie es doch nur draußen zusammenzulesen brauchten. Im Herbst half es den Leuten Kartoffeln ausmachen und wenn es dafür auch keine klingende Münze bekam, so trug es doch am Abend ein schönes Stümpchen dieser kostbaren Frucht nach Hause. Einen weitem Erwerbszweig bildete das Einsammeln von Heidelbeeren und Wacholderbeeren, die es um gutes Geld an den Mann brachte, ungerechnet das Beermuß, das es sich daraus bereitete.

Die beträchtlichsten Baareinnahmen bezog es jedoch aus andern Verrichtungen. Während das Dorle immer mehr zusammenschrankte, blieb seine



Stimme angenehm und wohlklingend und, wenn es laut betete, machte sie einen eigenthümlichen Eindruck. Hatte nun Jemand eine Wallfahrt nach Einsiedeln oder zum Wetterschnee versprochen und konnte oder mochte das Versprechen nicht in eigener Person erfüllen (was das nutz sei, steht im vormjährigen Kalender), so wählte er zu seinem Stellvertreter Niemanden lieber, als unser Dorle, in der gegründeten Ueberzeugung, dasselbe verrichte die Sache auf das Gewissenhafteste. Und obwohl das Dorle „spott wohlfeil“ und „unter dem Marktpreis“ der Reise sich unterzog, so hatte es bei seinen geringen Bedürfnissen doch jedesmal noch einige Bagen Uberschuß. Sogar die Nacht mußte ihr Schärlein zum leiblichen Unterhalte beitragen. Nicht Jeder kann und mag bei Kranken, Sterbenden und Todten wachen, noch weniger die Todten waschen und anziehen, aber das Dorle hatte dazu nicht bloß eine absonderliche Freude, sondern auch ein großes Geschick. Natürlich war das den Leuten bald bekannt

und sie säumten nicht, bei vorkommenden Fällen das Dorle zu Hilfe zu rufen, wenn es nicht ungerufen kam. Wenn es dann auch für solche Müheleistungen durchaus keine Belohnung annehmen wollte, weil es dieselbe dafür im Himmel erwartete, so drangen ihm vermöglichere Leute doch immer etwas auf. Auf die Weise war das Dorle im Stande, auch ohne sich mit Schatzgräbereien abzugeben, nicht nur seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch Andern mitzutheilen. Bei all' seiner Bedächtlichkeit richtete es doch viel aus, weil es mit der Zeit haushielt, und dieselbe nicht durch unnöthiges Plaudern vergeudete. Während Andere weiltäufig erzählten, was sie Alles zu thun hätten, that's das Dorle. Von Verschwendung, von Ausgaben für Puz und Land und Vergnügungen wußte es gar nichts. Es war immer sauber, aber sehr einfach und wohlfeil gekleidet, und obwohl es eine außerordentliche Liebhaberin der Musik war, besuchte es doch in seinem langen Leben nie einen Tanzboden. Nur ging es noch langsamer und gemächlicher, als gewöhnlich, so oft dasselbe den Weg bei einem Wirthshause vorbeiführte, in dem gerade aufgespielt wurde, damit es den Ohrenschmauß länger genießen konnte. Wer übrigens glauben möchte, das Dorle habe das Erworbene zäh zusammengehalten und in einem Strumpfe unter dem Bettstroh versteckt, wäre im Irrthum; so viel einging, so viel gab es aus und konnte man oft in ihrem Büchschken keinen Kappen finden. Für die Zukunft ließ es den Gott sorgen, der seither für es gesorgt.

Dorle als Student.

Ein Student ist ein Mensch, der auch so ein einzelnes Zimmer zu ebener Erde oder im vierten Stock bewohnt, oft kein Geld besitzt und wenig Kredit, und der täglich, wenn er nicht vorzieht, den ganzen Tag Bier zu trinken und Tabak zu rauchen, einige Stunden in einem großen Hause verweilt, um daselbst anzuhören oder gar nachzuschreiben, was die Herren Professoren ihm vorsagen. Diesen Gebrauch befolgte auch das Dorle und versäumte oder schwänzte die Vorlesung nie, außer es lag irgendwo im Orte ein gefährlich Kranker. Es herrschte nämlich und herrscht zum Theil noch in Bräunlingen die schöne, ächt christliche Sitte, in den einzelnen Familien wenigstens an den langen Winterabenden nach dem Essen die Lebensgeschichte des Heiligen vorzulesen, dessen Gedächtniß am nächstfolgenden Tage gefeiert wird. Dabei kommt es,

wie bei den Herren Professoren, hauptsächlich daran an, wer vorliest und wie er vorliest. Im romanischen Hause lag dies Geschäft den Kindern ob und auch das Dorle mußte dort seine Lesefertigkeit an den Tag legen, die nicht weit her war. Die Kinder aber überhübeln und übersprudeln in der Regel das Ding und stottern und flattern bei fremdländischen Namen, daß das Zuhören keine besondere Plaisir ist. Beim reichen Marx wurde selten gelesen, sondern mehr der Rosenkranz gebetet; wenn gelesen wurde, that es der Marx selber und war eine Freude, ihm zuzuhören, aber bei dem Schnurren der vielen Spinnräder in der Stube konnte man doch nicht Alles verstehen: Beim Thurm hinten spielte Frau Kunigund die Vorleserin, der Baschi wußte sich mit Dreschlegeln und Schrotärten besser zurecht zu finden, als mit Buchstaben und Wörtern. Mit ihrer Leserei wäre das Dorle gar wohl zufrieden gewesen, allein das Buch war so klein und die tägliche Geschichte so kurz. Er hätte Alles bis auf das Genaueste wissen mögen. Nun gab es im Städtchen wirklich Häuser, in denen Bücher zu finden, so groß wie ein Meßbuch, an welchen allabendlich eine allmächtig lange Geschichte abgelesen wurde. Solche Häuser merkte sich das Dorle. Um als Student den Vorlesungen der Professoren beiwohnen zu dürfen, bedarf es Mühe und Umstände und kostet überdies oft noch schweres Geld, das Dorle konnte sich das ersparen. Wenn er zu Nacht gegessen oder zufällig auch nicht gegessen hatte, begab es sich in ein solches Haus, öffnete leise die Stubenthüre mit dem Gruß: Gelobt sei Jesus Christus, und schlich sich in eine dunkle Ecke an Ofen, wo es ohne weitere Erlaubniß sich niedersetzte. Höchstens erwiderte die Hausfrau: In Ewigkeit Amen; bist's du, Dorle? Wenn sich dann der Vorleser neben den Lichtspahn setzte und die Geschichte begann, so verstummte jedes Geräusch in der Stube und man vernahm nichts, als das Schnurren der Spinnrädchen, durch welches die stark Stimmte des Vorlesers mächtig hindurch tönte. Das Dorle entging keine Silbe des Vortrags und die verschiedenartigsten Empfindungen und Gefühle durchzogen während desselben seine Seele.

Wenn von den Martyrern die Rede war, wo den Qualen, die über sie verhängt wurden, wo dem Heldenmuth, mit welchem sie dieselben ertrugen, von der Bewunderung, die selbst die Henkersknecht ergriff, so entbrannte im Dorle, wie es der heiligen Theresia in ihrer Kindheit geschah, das Verlangen um Christi willen gemartert und getödtet

werden. Wurde das Leben eines Heiligen gelesen, der all sein Hab und Gut unter die Armen verschenkt und in der größten Dürftigkeit gelebt, so schämte es sich seines Reichthumes und seines Wohllebens und fastete den Entschluß, im Fasten und Almosengeben eifriger zu werden. Wurde von einem Büsser oder einer Büsserin erzählt, mit welchem Schmerz er seine Sünden bereut, mit wie bitteren Thränen die Flecken der Seele er abgewaschen, wie er sich von den Menschen hinweg in Einöden gestüchtete, so vergegenwärtigte es sich seine eigenen Sünden und mannigfachen Vergehungen und bat Gott inbrünstig, er möge ihm doch einmal eine recht schmerzliche Reue über dieselben in's Herz legen. Wurde die wunderliche Geschichte eines Heiligen vorgebracht, der viele Jahre seines Lebens hindurch auf einer hohen Säule gestanden, so war das für Dorle's Phantasie eine gefundene Weide; sie mahlte sich mit geschlossenen Augen aus, wie diese Säule mit jedem Jahre höher emporgewachsen und sich zuletzt so weit erstreckte, daß der Heilige von ihr nur einen Schritt bis in den Himmel zu thun brauchte. Am meisten jedoch machte ihm zu schaffen, wenn von Heiligen gemeldet wurde, wie sie oft in Entzückung geriethen und besondere übernatürliche Gesichte schauten. Da wurmte es das Dorle gewaltig, ob und was für ein Unterschied statt finde, zwischen dem, was die Heiligen geschaut, und zwischen dem, was es selber so oft unter dem Lindenbaum gesehen. Daß ein Unterschied sei, daß die geistigen Anschauungen der Heiligen schöner und beseligender sein müßten, begriff es wohl. Darum bat es Gott in seiner Herzens-einfalt, auch ihm ein solches wahrhaftiges Gesicht zu zeigen, damit es den Unterschied merke. Diese Vorlesungen galten jetzt für den Besuch des Lindenbaums und der Kirchofkapelle.

Aber noch einen ganz andern Vortheil zog es aus diesen Vorlesungen und es erwahrte sich häufig dabei an Dorle buchstäblich die Verheißung des Herrn: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige beigelegt werden.“ Oft hatte nämlich die Frau, in deren Stube die Legende gelesen wurde, den gescheidten Einsfall, den Ueberrest der Abendsuppe auf den Ofen zu stellen und denselben, nachdem die Lesung beendet, dem Dorle darzureichen mit den Worten: „Iß es aus! Du wirst doch nichts zu Abend gegessen und wieder Alles den Kindern gegeben haben.“ Was so freundlich angeboten wurde, schlug das Dorle nicht ab, merkwürdigerweise selbst dann

nicht, wenn gerade vorher von einem strengen Fasten die Rede gewesen und es sich vorgenommen hatte, hierin in Zukunft mehr zu leisten. Es fürchtete, durch seine Weigerung die Leute vor den Kopf zu stoßen und dadurch die Liebe zu verletzen.

Dorle fremdet.

Wir müssen jetzt in Dorle's Leben einen Sprung machen, sonst bringen wir dasselbe nicht zu Ende. Es ist bereits allgemach alt, sehr alt geworden und seine Gestalt war immer mehr zusammengeschrumpft und noch kleiner und schwächer. Der Baschi war gestorben und Frau Kunigund ihm bald darauf nachgefolgt, des Baschi's Sohn, ebenfalls Sebastian getauft, alt und runzelig geworden, und das Dorle war noch immer da und wohnte unter dem alten Thurm im Stübchen zur ebener Erde. Es ist sehr arm geworden, doch bettelte es auch jetzt nicht. Von Heimzahlung der 200 Gulden oder auch nur von Verzinsung derselben war keine Rede, ist auch dem Dorle nie eingefallen, darauf zu dringen. Nicht als ob die Leute ihre Schuld hätten ablängen wollen, allein woher in so bösen Zeiten so schwarzes Geld nehmen? Es war genöthigt, öfter an den Mahlzeiten im oberen Stock Theil zu nehmen und es gehörte nicht unter die Seltenheiten, daß es den ganzen Tag nichts warmes über die Lippen brachte, als den Suppenrest nach der Legendenlesung. Doch litt es darum keinen Hunger. Denn war auch im Verlaufe der Zeit die schöne Sitte des Brodschneidens, wie manch anderer Gebrauch, abhanden gekommen, so wurde sie doch in vielen Häusern dem Dorle gegenüber beibehalten. Die Dürftigkeit war es auch nicht, was das Dorle drückte, aber es fühlte sich wieder so fremd, so einsam und verlassen, wie an dem Abende, da es zum Erstenmale durch das Guspenthor Bräunlingen betreten.

Wohl tappte es noch jeden Morgen in die Frühmesse und kniete sich an den letzten Platz der schlechtesten Bank, wohl begegnete es auf dem Kirchwege Leuten, die ihm einen freundlichen Gruß zuriefen; allein die Frühmesse wurde mit jedem Jahre spärlicher besucht, die Stimmen, welche den Rosenkranz beteten, wurden ihm immer fremder und der alte Christengruß: Gelobt sei Jesus Christus! immer seltener. Wohl leuchtete das Dorle allsonntäglich mühsam zur Dittlisentkapell hinauf, aber auch diese stand so leer und die altbekannten Gäste waren verschwunden. Und wenn es von der Linde aus die Stadt und das Getriebe in derselben überschaute; war denn dies noch das alte liebe Bräunlingen? Wohl

hatte die Stadt sich vergrößert und ihre Arme nach allen Seiten hin weiter ausgestreckt, aber was waren das für winzige, armselige Baracken gegen die alten Bauernhöfe mit den hohen Dächern! Tagelöhnerhütten gegenüber den Palästen! Und die alten Höfe selber wie waren sie herunter gekommen! Die Güter vertheilt und zerstückelt, die Ställe verödet, die Fruchtschütten zusammengeschrumpft! So gar die edle Kunst der Rossbuben war ausgestorben, weil sich Niemand mehr mit der Pferdezucht abgab und Ochsen an ihre Stelle kamen. Wie hat das Dorle große Augen gemacht, als es zum Erstenmale vor Pflug und Wagen Rüche angespannt erblickte. Nein, es war nicht mehr die alte Stadt und waren nicht mehr die alten Felder, Hütten statt Häuser, Klee statt Frucht, Rüche statt Pferde und vom Fessritte der Rossbuben nichts zu sehen und zu hören.

Aber auch die Menschen waren anders und andere geworden. Ganze Geschlechter ausgestorben, ganze Familien nach Amerika gewandert, Fremde hereingezogen und sich eingebürgert, es war ein ganz neues Geschlecht, in das sich das Dorle nicht finden konnte. Denn es hatte sich, nach seiner Meinung, nicht zum Bessern geändert und geordnet. Wie hatte Unglauben und Gottlosigkeit um sich gefressen und hielt laute Predigten an Straßenecken, in Wirthshäusern und Kuntelstuben! Wie wurde offen verspottet und verhöhnt, was sonst für ehrwürdig und heilig gegolten! Wie schien alle Frömmigkeit und aller Sinn für das Himmlische ausgezogen aus dem Orte, und wie verduzt schauten die Leute drein, wenn das Dorle in seiner alten Art und Weise von der Religion und der katholischen Kirche redete! Es meinte gar nicht mehr unter Christenmenschen zu wohnen. Die alte Ruhe und Freudigkeit war verschwunden und hatte einem unruhigen, heftigen Drängen und Treiben, Tadeln und Schelten, Rennen und Jagen Platz gemacht. Da war fast Niemand zufrieden und wußte Keiner recht, was ihm fehlte, Jeder wünschte etwas Anderes, und wußte keiner recht, was. Die bösen Thaten scheuten kaum mehr das Licht, das Laster trat viel mehr offen ohne Scheu und Scham auf, drängte sich vor, führte das große Wort, machte sich breit und wichtig, am Sonntage geschmückt und mit Glitter herausgeputzt, an Werktagen bettelhaft, schmutzig und niederträchtig, immer aber frech und ausgeschämt. Und Niemand war da, der seine Stimme gegen die Zuchtlosigkeit erhob und mit gewaltiger Hand drein schlug, kein Gesetz vorhanden, das der

Zügellosigkeit Einhalt that. Dies Thun und Treiben war dem Dorle unverständlich und unerklärbar und wollte sich kein Pater Fintan finden, der es zurechtgewiesen und beruhigt hätte.

Wie es in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Bräunlingen unter dem Lindenbaum von einem heftigen Heimweh nach den Bergen und Wäldern seines Heimathlandes und von einer schmerzlichen Sehnsucht nach dem hintern Strüchchen ergriffen worden, so empfand es jetzt ein inniges Verlangen und ein mächtiges Heimweh nach der himmlischen Heimath. Was sollte es fortan in einer Welt thun, in der es den Leuten nur überlästig war, wo es Niemanden mehr verstand und von Niemanden verstanden wurde! Aus diesem Grunde und weil es glaubte, um der Gottlosigkeit und Schlechtigkeit der Menschen willen müsse der jüngste Tag in Wäldern andrechnen, betete es aus tiefstem Herzensgrunde, Gott möge es doch bald von dieser Erde hinwegnehmen. Im Hause des Baschi hätte man auch nichts entgegen gehabt, wenn das Dorle heimgegangen wäre, wie die Herrenhuter sagen, schon um der 200 Gulden willen, allein Gott hatte es anders beschlossen und wollte die alte kleine Person noch ganz besonders in die Schule nehmen.

Das Dorle wird blind.

Zufälliger Weise oder richtiger gesprochen, durch Fügung Gottes bin ich mit Blinden vielfach in nähere Berührung gekommen und habe gefunden, daß der Geistliche mit ihnen leichter zu verkehren hat, als mit Sehenden. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch einer Person, die das neunzigste Jahr schon überschritten hatte und sich nicht über ihre Blindheit beklagte, sondern bloß darüber, daß sie eine vater- und mutterlose Waise sei. Freilich war diese Person halb kindisch, allein auch jüngere Blinde mit klarem Verstande habe ich in der Regel wohl gemuth getroffen und bei ihnen weniger von Jamern und Klagen vernommen als bei denen mit hellen Augen. Und doch ist es ein hartes Loos, blind zu sein! Probiere einmal, die Augen auch nur eine Stunde lang fest zu zuhalten; wie drängt und nöthigt es dich, dieselben dem freundlichen Lichte zu öffnen! Ja ein trauriges Geschick ist's, die Sonne in ihrem Glanze nicht mehr zu erblicken, der Fluren Grün, der Blumen heitere Pracht, das Angesicht geliebter Menschen nicht mehr zu schauen und immerfort in schwarze Nacht hineinzuftarren, so daß allerdings zu verwundern ist, wie die Blind-

den ihr Kreuz oft so geduldig und frohmüthig ertragen und die Sehenden zu Schanden machen.

Dieses herbe Geschick wurde auch dem Dorle zu Theil, und obwohl es lange darauf vorbereitet war, so traf es die völlige Erblindung doch wie ein unerwarteter, plötzlicher Schlag. Länger her schon hatte es nämlich oft seltsam vor seinen Augen gestimmert, es sah die Gegenstände wie durch einen Schleier, als ob seine Augen mit Spinnengewebe umspunnen wären, sein Gang artete in ein unsicheres Tappen aus, ja es war ziemlich lange am linken Auge völlig erblindet, ehe es etwas davon merkte. Eigentlich ging's besser, nachdem es ganz blind geworden. Zwar erschreckt es, wie gesagt, anfänglich heftig darüber und fürchtete durch diesen Zustand beständig an seine Kammer gefesselt zu werden; allein bald fand es sich zurecht und nachdem ein kleiner Baschi mit wichtiger Miene ein paarmal das Dorle herumgeführt, konnte es denselben seines Dienstes entlassen und den Weg ohne Führer finden, wobei freilich nicht verhütet werden konnte, daß es oft arg in dem Koth herumwatete und seiner sonstigen Sauberkeit und Nettigkeit bedeutender Abbruch geschah. Es konnte bei dieser Gelegenheit auch wieder erfahren, wie freundlich ihm die Leute gesinnt oder vielmehr wie neugierig sie seien. Denn als sich die Kunde seiner Erblindung durch das Städtchen verbreitet hatte, wurde seine Kammer einige Tage hindurch von Besuchenden fast nicht leer, überall wurde es auf seinem finsternen Wege angehalten, Jeder wollte aus seinem eigenen Munde hören, wie es mit der Erblindung zugegangen, ob es denn auch kein kleines Bischen mehr sehe, wie es einem Blinden zu Muth, ob es Schmerzen leide und dergleichen. Das Dorle litt weder Schmerzen, noch verlor es die Geduld, aber es hatte große Furcht und Besorgniß, den Leuten im Hause gar so überlästig zu werden, da es nichts mehr verdienen konnte. Das war aber eine höchst überflüssige Besorgniß; das sehende alte Dorle war unwerth, das blinde willkommen. Die junge Hausfrau nämlich hinter dem alten Thurm war ein spekulativer Kopf und ist ein Finanzminister an ihr verloren gegangen. Schnell hatte sich in ihrem Köpfschen der Gedanke gebildet, daß eine blinde Person mehr Mitleiden hervorrufe, als eine sehende, hatte sie doch selber bisher den Harsenmädchen mit den Blisäugen auf den Jahrmärkten für ihr schönes Spiel und ihren schönen Gesang nichts gegeben, dagegen dem blinden Orgelrührer für seine Dudelrei jedesmal einen Kreuzer geschenkt.

1852.

Klagte und jammerte darum das Dorle nicht, so klagte und jammerte das „Fränzele“ desto mehr. Ueberall sang das Fränzele dasselbe traurige Lied, wie das Dorle auf Gottes weitem Erdboden die ärmste, die verlassenste, die hilfbedürftigste Creatur sei, welche Plage und Last mit ihrer Verpflegung auf ihm (dem Fränzele) liege, wie es aber Alles mit Freuden thue, weil das Dorle geduldig wie ein Engel sei, und bete, daß ein Stein darüber erweichen müsse. „Wenn ich nur nicht selber, schloß die Frau gewöhnlich ihre Lamentation, nicht so viele Kinder und Schulden und so wenig Geld hätte, das Dorle sollte dann bei mir versorgt und gepflegt werden, als ob es meine leibliche Mutter wäre, so aber ist es zum Gott erbarmen!“ Auf solche und ähnliche Reden hin wußten natürlich die Zuhörerinnen, was sie zu thun hatten und das Fränzele kam reichlich beschenkt nach Hause. Was das Dorle nicht brauchen konnte, fiel natürlich der eigenen Familie zu.

Dorle's letzte Jahre und Stunden.

Kein Unglück weilt gerne allein bei den Menschen, sondern es zieht noch ein anderes nach sich. Kaum hatte sich das Dorle an die beständige Dunkelheit und das Herumwandeln in derselben recht gewöhnt, so stellten sich auch andere Gebrechen und Beschwerlichkeiten des Alters ein. Es war jetzt in das Jahr getreten, das als Kinderspott bezeichnet wird und hatte in seinem langen Leben kein Pülverchen oder Tränkchen aus der Apotheke gebraucht, auch immer gehofft, Gott werde es dereinst durch einen sanften und schnellen Tod von der Erde hinwegnehmen. Jetzt aber wurde Dorle's Athem kurz und mühsam, seine Beine versagten den Dienst, die Füße schwellen an, die Hände wurden zitternd und unbehilflich, es mußte die Stube hüten. Ich sage ausdrücklich die Stube, nicht das Bett; denn weil es liegend nicht Athem zu holen vermochte, so hatte man einen Sessel mit Armlehnen herbei geschafft und an den Ofen gestellt. Auf diesem Sessel residirte das baufällige Geschöpf fast drei Jahre lang und auf diesem Sessel ist es auch gestorben. Neben dem Sessel war an der Wand ein Brettchen angebracht, auf welchem der Wasserkrug, die Suppenschüssel und das Brod Platz fanden.

Run stelle dir die armselige Creatur auf ihrem Throne, in der beständigen Finsterniß recht lebendig vor! Bist du schon einmal schwer krank gelegen und hast auf dem einsamen Lager Nächte durchwacht? Wie schleichen da die Stunden so träge

4

dahin! Wie ängstlich harrt man auf den nächsten Stundenschlag! Wie lange zögert der schläfrige Nachtwächter, bis er wieder sein Lied abstingt. Wie ist man so froh und erleichtert, wenn der erste Strahl des Tages zum Fenster herein blickt! Aber dem Dorle ging kein Morgen mehr auf, kein Lichtstrahl drang durch die erblindeten Augen, immerwährende Nacht umgab das arme Wesen. Zur Sommerzeit war es fast immer allein. Was zum Arbeiten stark genug, war auf dem Felde und im Tagelohn beschäftigt, nur die kleineren Kinder sperrte man zu ihm ein, damit es dieselben hute. Diese erhoben um das alte Geschöpf herum einen wahren Höllenlärm und trieben unter allerlei Muthwillen ihre ausgelassenen Spiele. Das Dorle aber saß da, die Hände vor der Brust gefaltet, den Rosenkranz in denselben, die Lippen im Gebete leise bewegend, als ob es von dem lärmenden Treiben nichts höre. Und so saß es, nicht etwa 24 oder 48 Stunden, sondern ein volles Jahr, dreihundertfünfundsechzig lange Tage und Nächte hindurch (für es lauter Nacht), und abermals dreihundertfünfundsechzig lange Tage und Nächte hindurch, und zum drittenmal beinahe dreihundertfünfundsechzig lange Tage und Nächte hindurch, bis es der Tod von seinem Posten ablöste. In den letzten Jahren ihres Lebens machte ich Bekanntschaft mit der verlassenen Person, und wollte mir lange nicht gelingen, ihr Vertrauen zu erwerben, das sie überhaupt jüngern Geistlichen nicht gerne schenkte, worin sie doch nicht recht that. Als ich ihr aber ihre Art und Weise abgelauscht hatte, wurden wir ganz gute Freunde. Mit welcher Geduld und Gottergebenheit ertrug sie ihr herbes Geschick! Nie kam eine Klage oder Unzufriedenheit über ihre Lippen. „Ich habe es im Grunde jetzt schöner, als vorher, sagte sie, es stört mich Niemand in meinen Betrachtungen und seit der liebe Gott mir die Augen des Leibes zugethan, hat er mir die Augen der Seele aufgethan, so daß ich jetzt besser in den Himmel und seine Herrlichkeit hineinschauen kann, als in den Tagen meiner Jugend; und die seligste Jungfrau und meine Mutter erscheinen mir oft und die heiligen Engel spielen in der Kammer.“ Es gehörte freilich eine starke Phantasie dazu, um sich Engel des Himmels mit den ungezogenen Kindern in der schmutzigen Kammer spielend zu denken, aber wenn das Dorle die Augen zu hatte, konnte es Alles sehen.



Und wie dankbar und erkenntlich war das Dorle für Alles, was die Leute ihm thaten! Als ich einst sein Gemach in gräßlicher Unordnung fand und bemerkte, daß ich deshalb mit dem Fränzele reden wollte, bat mich die Blinde inständig, das doch nicht zu thun, indem die Frau es übel aufnehmen möchte. Sie hätte Vieles zu arbeiten und sei so gut mit ihm, daß sie ihm sogar Suppe von gutem Brode kochte. Das verhielt sich in der That so. Wenn du aber, schöne Leserin in der Stadt, unter diesem guten Brode etwa Semmel, Butterbrod oder auch nur gewöhnliches Weißbrod verstehen wolltest, befändest du dich in großem Irrthum; die Suppe bestand aus einer Wasserbrühe und Brod, welches von Roggen und schlechtem Spelz gemacht war, wie ich dieß auf dem Brette an der Wand mit eigenen Augen sehen konnte. Das gewöhnliche Brod im Hause aber war hartes Bohnenbrod. Diese Suppe wurde täglich dreimal auf das Wandbrett gestellt und war Dorle's fast ausschließliche Nahrung, wo

mit es sich auch vollständig zufrieden fühlte. An Sonn- und Festtagen jedoch brachten ihm gute Leute auch Besseres. So hatte eine brave Frau den glücklichen Einfall, die Blinde an ihrem Namenstage mit einem Kaffee zu überraschen, nämlich mit einer braunen Brühche, die mit dem Kaffee fast nichts als den Namen gemein hatte. Wie groß war Dorle's Freude, wie herzlich sein Dank, und wie hat es so inbrünstig für die Gutthäterin gebetet! Doch verbat es sich für die Zukunft ernstlich solche Beschenke, weil es sonst verwöhnt würde.

Bei der ungemeinen Genügsamkeit der Blinden jag die Hausfrau immer noch Vortheil von ihr. Während nämlich Dorle's Gestalt immermehr zusammensiel und baufälliger wurde, hatte sich seine Stimme gut erhalten und mit der Stimme die Gabe des Gebetes, was bei alten, schwachen Leuten selten der Fall ist. Wenn es nun in den Stunden der Nacht einsam auf seinem Sessel saß, ging es oft unwillkürlich vom stillen Gebete in's laute über und Leute, welche am späten Abend an seiner Kammer vorübergingen, konnten deutlich hören, wie die Blinde immer lauter, immer brünstiger, immer eindringlicher ein Fünfwundengebet wiederholte. War daher in einem Hause eine große Noth oder lag Eines schwer krank, so schickte man Jemanden mit einem Groschen oder Sechser zum Dorle, damit es für die Leute bete. Was es auf diese Weise erhielt, übermachte es getreulich der Hausfrau. Dem Dorle selber aber gereichte das Gebet zur wahren Lust und Wonne und ich staunte nicht wenig, als ich dasselbe einst ein fröhliches Lied singen hörte; eine so alte und gebrechliche Sängerin ist mir noch nie vorgekommen. Ich will das Lied herschreiben und wenn ich Musik verstände, wollte ich auch die Melodie dazusetzen; es sieht etwas altfränkisch aus, ist aber gar anmuthig und hat den Titel:

Ein new lied, dem Jeger geystlich.

1. Es wollt gut Jeger,
Jagen in hymels Thron,
was begegnet im auff der halben
Maria die Jungfraw schon.
2. Den Jeger den ich maine
der ist vns wol bekant,
er jagt mit einem Engel,
Gabriel ist ers genant.
3. Der Engel blies ein hörnleyn,
es laut sich also wol.
Gegrüßet seyst du Maria
du bist aller gnaden vol.

4. Begrüß seyst du Maria
du edle Jungfraw seyn,
deyn leyb der sol geben,
ein Maynes Kindeleyn.
5. Dein leyb der sol geben,
ain Kindlein on alle man,
der hymel vnd auch erden,
ains maß bezwingen kan.
6. Maria die vil reine,
fiel nider auff ire Knie,
wann sie bat got vom hymel
sein will geschehen sey
7. Dein will der soll geschehen,
on sonder peyn vnd schmerz,
do empyeng sie Jesum Christum
in jr Jungfrawlich herz.
8. Der vns das liedlein new gesang,
hie zu dieser stund,
Jesús gottes Son
mach vns an der seele gesund.

Bei diesen Phantasien, Beten und Singen hatte das Dorle nur die Sorge, es möchte den Hausleuten am Ende gar zu lästig fallen. Bisher konnte es sich immer noch selber regieren und mühselig herumtappen, aber es fürchtete in einen Zustand zu gerathen, daß man es heben und tragen müsse. Oft betete es aus der Tiefe des Herzens, Gott möge es doch auf eine Weise sterben lassen, daß Andere mit ihm nicht geplagt würden. Und Gott erhörte sein Gebet. Eines Tages kam eines der Kinder in ein Nachbarhaus gelaufen und erzählte in großer Hast, das Dorle rede und schnaufe nicht mehr, und als die Nachbarin hinübersprang, saß das Dorle todt auf dem Sessel und war aller Erdennoth entrückt. Ich denke, die Heiligen, mit denen es in so lebendigem Verkehr gestanden und mit deren Bildern seine Kammerwand ganz überzogen war, haben es als einen alten Bekannten freudig in ihre Gesellschaft aufgenommen.

Johanna Jagan.

Lebt kein alter Mann in eurem Ort, der von Gebrechen befallen sich nur mühsam fortzuschleppen im Stande ist und doch sein Brod an fremden Thüren suchen muß? Kennst du keine greise Frau, die keuchend umherschleicht und mehrmal stillstehen muß, wenn sie eine Treppe hinauffschleicht, und die doch jeden Tag ihr Essen zusammen zu suchen genöthigt ist, wenn sie nicht Hunger leiden will! Weißt du, überhaupt nichts von einer bejahrten armen Person, um die sich Niemand annimmt, für die Niemand sorgt und die deßhalb an Seele und Leib verkümmert? Oder meinst du, eine solche Person erhalte

die gehörige Pflege an Leib und Seele, wenn sie allenfalls in ein Armenhaus gesteckt wird? Schau, ein solcher Mensch ist oft nicht bloß am Leibe und an der Gesundheit herabgekommen, es liegt häufig auch ein sündvolles, unordentliches Leben hinter ihm, und da er nun dem Grabe zurück, ergreift ihn zum letztenmale die Gnade Gottes und die Sünde angstigt und brennt ihn und er möchte sich wieder zu Gott wenden, wenn er es nur anzugehen verstünde. Aber wer gibt ihm Anleitung zum Gebet, das er jahrelang vernachlässigt hat und darum nicht mehr zu üben im Stande? Wer wird das verwundete Herz heilen, die gebeugte Seele tröstend aufrichten, dem zerschlagenen Gemüthe rathend zu Hilfe kommen? Ach! es fällt einem Menschen, der dem Gebete nie fremd geworden, den groben Lastern nie gehuldigt, so schwer, sich bei der Schwäche und Gebrechlichkeit des Alters aufrecht zu erhalten, um wie viel schwerer einer verlassenen, verwahrlosten, in Sünden ergrauten Person! Wäre es nicht schön, wenn solche Leute im Alter ein Plätzchen fänden, wo neben leiblicher Pflege auch zugleich für ihre Seele gesorgt würde? Eine Dienstmagd hat dieß für schön und verdienstlich erachtet und darum beschlossen, ein solches Plätzchen herzurichten. Diese Dienstmagd hieß Johanna Jugan. Wenn mein Gedächtniß nicht so sehr durchlöchert ist, wie vor drei Jahren der deutsche Rechtsboden, so lebte sie vor einigen Jahre im südlichen Frankreich in der Nähe von Toulouse. Sie hatte sich wie das Dorse ungefähr 200 Gulden als Magd erspart und vom tiefsten Mitleid mit alten, armen, verlassenen Personen ergriffen, faßte sie den Entschluß, denselben eine Zufluchtsstätte zu bereiten. Zu diesem Entschluß gehörte aber wahrhaftig viel Gottvertrauen; denn wenn auch in den Augen einer Dienstmagd einige hundert Gulden viel Geld vorstellen, so mußte doch der Johanna beim geringsten Nachdenken einleuchten, daß ihre Baarschaft nicht hinreiche, solche verwahrloste Geschöpfe zu versorgen. Allein es zeigte sich an dieser Magd, was die Liebe vermag und wie reich sie ist. Zwei Schwestern, Töchter eines Handwerkers und selber nicht viel besitzend, schlossen sich an sie an und der Pfarrverweser des Ortes (es freut mich, daß es gerade ein Pfarrverweser war) begünstigte und förderte ihr Unternehmen. Zuerst räumte also die Johanna einer bettelhaften, verlassenen Person ihr Stübchen und Bett ein und schlief neben ihr auf dem Boden, dann mietheten die drei klugen Jungfrauen mit Beihilfe des geistlichen Herrn ein Haus und brachten mehrere

krüppelhafte, nothleidende Menschen darin zusammen. Diese reinigten die Mädchen, kochten ihnen, kleideten sie, lehrten sie leichte Arbeiten und der Pfarrverweser sorgte, daß es ihnen am christlichen Trost nicht gebrach. Aber woher haben die Mädchen die Mittel genommen? Ich frage: Von was haben diese presthaften Leute sonst gelebt? Antwort: Vom Bettel. Das mußten sie nun bleiben lassen; dagegen ging in ihrem Namen die Jugan in allen Häusern herum, in welchen vorher den Armen Wohlthaten waren gespendet worden, und sammelte für dieselben. Sie konnte Alles brauchen, wie eine angehende Ehefrau, und wußte Alles auf's Beste an den Mann zu bringen, wie ein Schacherjude. Aus alten Kleidern machte sie mit Taschenspielergeschicklichkeit neue, aus dem Salat und Gemüse, das die Höckerweiber auf dem Markte wegwarfen, wußte sie immer noch so viel Brauchbares heraus zu klaben, daß man es auf den Tisch stellen konnte, aus Knochen und abgängigem Fleisch bereitete sie die kräftigsten und schmackhaftesten Suppen. Den Leuten gefiel das Benehmen der Johanna und sie bekam weit mehr, als den Armen je erreicht worden; auch wußte sie Alles viel besser auszutheilen. Weil im Hause eine gemeinschaftliche Kasse und Küche geführt wurde, langte Alles viel weiter, als wenn es für Jedes hätte müssen besonders hergerichtet werden, ganz abgesehen von Dem, was die Schützlinge durch ihre leichten Handarbeiten verdienten und was zum Ankaufe von Schnupftaback und dergleichen verwendet wurde.

In Paris hat einmal ein reicher Herr gelebt, der den christlichen Einsall hatte, eine hohe Belohnung (ich glaube 10,000 Franken) auszusetzen, welche einer armen, tugendreichen Person sollte zugetheilt werden. Als die Herren nun, welche diesen Preis zu vertheilen hatten, von dem wohlthätigen Unternehmen der Johanna Jugan gehört und nähere Erkundigungen eingezogen hatten, kam ihnen die Sache so schön und edel vor, daß sie der Johanna die Belohnung zuerkannten. Jetzt war ja Geld im Ueberflusse vorhanden, jetzt brauchte man nicht mehr zur Miethe zu wohnen, man kaufte das Haus. Als in andern Städten diese Einrichtung bekannt wurde, wünschten sie in ihren Mauern ähnliche zu besitzen und wandten sich deshalb an die Johanna. Diese ging mit Freuden auf den Vorschlag ein, denn die Liebe thut sich nie genug; auch fanden sich immer mehr Mädchen ein, welche sich dem Dienste der armen Verlassenen zu weihen bereit waren. Die Weiber haben schon viel Unheil in der Welt ange-

richtet, aber wo es sich um etwas Edles und Heiliges handelt, da sind sie auch dabei und benehmen sich heldenmüthiger als die Männer. So wurde die Einrichtung der Johanna bald in mehreren Städten eingeführt und da es in der großen Stadt Paris, obwohl sie die Hauptstadt einer Republik ist, die allen Bürgern Wohlstand verspricht, dennoch viele brodlose, verwahrloste, verlassene alte Menschen gibt, so ließ der Magistrat daselbst die Johanna nach Paris kommen, damit sie in jedem Stadtviertel ein solches Haus für alte Verlassene einrichtete. Während nun die gelehrten Herren dort streiten, ob Republik oder Monarchie besser sei und wie der Noth des Volkes am Leichtesten abzuhelfen, lehrt die alte Dienstmagd praktisch, wie die Elendesten zu versorgen seien. In Paris hätte sie es aber bald nicht zu Stande gebracht. In ihren Häusern wird nämlich, wie es sich auch gehört, des Morgens Suppe oder Milch und Brod gegessen; aber die Pariserinnen sind so arge (ein Bräunlinger würde sagen „übertriebene“ oder „übernatürliche“) Kaffeeschweftern, daß sie lieber auf Obdach und Pflege als auf ihren Lieblingsstrank verzichten wollten. Zum Kaffee kaufen mangelt es aber an Geld. Was thut nun die Johanna? Sie geht zu den reichen Kaffeewirthen mit den schönen Häusern und bittet um den abgesottenen Kaffeesatz für ihre Pfleglinge. Die Wirthe haben ein christliches Herz und aus diesem Satze, vermischt mit gelben Rüben und andern Kaffeegerheimnissen, kocht die Zügan eine vor treffliche Brühe, worüber die presthaftesten Pariserinnen ganz entzückt sind.

Die Engländer sind ein neugieriges Volk und wo etwas Neues zu sehen ist, so stellt sich sicherlich ein Engländer ein. Kaum hatte die Johanna ein Haus voll Krüppel, so schiffte so ein Insulaner über das Meer hinüber, um die neue Anstalt zu beaugenscheinigen, und hat ihm dieselbe so wohl gefallen, daß er die alte Magd in der Zeitung außerordentlich gelobt und gepriesen. Die Engländer aber sind so klug und errichten bei ihnen drüben ebenfalls solche Häuser. Die Mädchen, welche sich dem Dienste der verlassenen Krüppel und Bettler widmen, tragen den Namen „kleine Schwestern der Armen“. Ich weiß nicht, was du von der Sache hältst, mir aber gefallen diese Anstalten und geht mir fast mit der Johanna, wie dem Roman mit dem Dorle: ich könnte sie heirathen. Jedenfalls würden ein Duzend solcher Zufluchtsstätten unserem Lande nichts schaden und es wäre gescheider, wir würden den Franzosen hierin nachahmen, als in ihrer sogenannten Frei-

heit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Seltsam, daß von den Kindern angefangen sowohl einzelne Menschen als ganze Völker lieber das Nichtsnutzige nachahmen, als das Schöne und Lobenswerthe! Es muß im Blut liegen!

Das phlegmatische oder kaltblütige Temperament.

Wer recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratene Taub' in's Maul,
Er würde sich's höflich verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Mit diesen wenigen Worten hat der Dichter Goethe so ein kaltblütiges Ding von Menschen prächtig abgezeichnet. Faulheit und Bequemlichkeit ist just das Element eines rechten Phlegmatikus, und es gilt von ihm das Sprüchwort: Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß. Ein kostbares Temperament für die langen Winterabende auf der Ofenbank oder für eine weite langweilige Seefahrt! Ein Phlegmatiker macht gewiß keine Erfindung, wenn er nicht mit der Nase darauffällt, ja er mag nicht einmal probiren, ob eine neue Erfindung Etwas taugt oder nicht; er läßt es am liebsten beim Alten. Ein Phlegmatikus führt keine neue Religion ein, die alte gibt ihm schon zuviel zu denken; aber er schlägt auch keinen Andern zu todt, der sich nicht zu seinem Glauben bekennt. Ein Phlegmatikus ist schwer zu bekehren und zu verkehren, er bekehrt und verkehrt aber auch Niemanden. Ein Phlegmatikus ist kein besonderer Liebhaber von rothen Hahnesfedern, blauen Hemden und Schleppefäbeln und tritt unter die Fahnen der Freischärler erst, wenn ihm mit dem Standrecht gedroht wird; aber er greift auch nicht zur Flinte als Freiwilliger für seinen Fürst und sein Vaterland. Ein so schneckenblütiger Mensch läßt einen halb losgerissenen Knopf am Rock vierzehn Tage lang an einem Faden herunterhängen, ehe er ihn vollends abreißt und frisch annäht. Es knarrt eine Thüre in seinem Hause, täglich nimmt er sich vor, dieselbe einzudelen, aber er stirbt und die Thüre knarrt noch immer. Er fällt nicht leicht in den Bach, weil er gar bedachtsam einherwandelt, aber er springt auch nicht hinein, wenn ein Anderer darin liegt, um denselben herauszuziehen. Soll er ein abgetragenes Kleid ablegen, thut es ihm wehe, als ob er von einem alten Freund scheiden müßte und lieber ließe er das Haus über sich zusammenfallen, als er dasselbe neu baute und die Unruhe des Bauens ertrüge. Eine solche Schlafhaube er-

warmt und glüht für nichts, als für sein Geld und allenfalls für seine Frau, wenn er noch jung ist und sie ihm gut bettet und die Liebesspeisen schmachtlich kocht. Er ist ein guter Nachbar, denn Streit und Prozesse gehen gegen seine Natur und ein unrechtes Wort bringt ihn nicht in Hitze und Flammen. Leute so kaltsblütigen Schlags sind vortreffliche Biertrinker und Sitzbleiber, Lieblinge der Wirthe und unvertreibbare Stammgäste; denen jedoch immer ihr Platz vorbehalten sein muß, und da sie nebenher ebenfalls keine Kostverächter sind und nach dem Essen ihr Verdauungsschläschen halten, so gewinnt ihr Körper eine angenehme Rundung, die zuweilen in's Unglaubliche übergeht. Eine neue Mode bringt der Phlegmatiker nur dann auf, wenn er die alte so lange behält, bis sie wieder neu ist, und die phlegmatischen Weibsbilder sind schlampig und schlumpig.

Es gibt ohne Zweifel sehr viele Menschen von diesem Temperamente und ist nur gut, daß es gar so manche Noth und mißliche Lagen auf Erden gibt, welche den Menschen zur Thätigkeit nöthigen. Wenn es jedem gestattet wäre, nach seiner Bequemlichkeit zu leben, wie viele Faulenzen, meinst du, würde es geben? Es ist aber ebenfalls gut, daß den meisten Menschen etwas vom Phlegma eingegossen ist, sonst würden sie sich vor Hast und Jast aufreiben. Gäß's aber lauter Phlegmatiker, so würde die Welt versumpfen und verfaulen und wird wohl deshalb Gott die Temperamente so untereinander gemischt haben, damit eines dem andern das Gleichgewicht halte. Mein Gott! was wäre das für eine Wirthschaft, wenn jedes weibliche Geschöpf phlegmatisch wäre? Wie viel Spinnewebe in den Stubenecken! wie viel ungeflickte Wäsche! wie viel ungewaschene ungekammte Kinder! Doch wir wollen diesem Temperamente ein wenig näher auf den Leib rücken.

Wer ist der Faulste.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Knechte, und wie im Evangelium der Herr des ungerechten Verwalters von der Treulosigkeit desselben benachrichtigt wurde, so kam unserm Manne das Gerücht zu Ohren, seine drei Knechte gehören unter die Müßiggänger und Lagediebe. Er wollte sich nun augenscheinlich überzeugen, ob das Gerücht gegründet sei oder seine Untergebenen verläumdet würden

Er schickte sie deshalb eines Tages weit fort auf das Feld, wo sie sich ganz unbeobachtet wähnen durften. Er selber aber war ihnen nachgegangen und überraschte sie in der Hitze des Nachmittages, wie sie eben im Schatten lagen und sich wohl sein ließen. Bei seinem Anblicke machten sie große, erschrockene Augen und juckte ihnen auf dem Rücken, als würde derselbe in nähere Berührung mit der Reispeitsche kommen, welche der Herr in der Hand trug. Dieser war gerade guter Laune, zog einen Thaler aus der Tasche und sagte freundlich: Welcher von euch ist eigentlich der Faulste? Gestehts aufrichtig, er soll diesen Thaler haben. Bei diesem Anerbieten sprangen zwei vom Boden auf und riefen: Ich, ich bin's; der dritte dagegen blieb liegen, als ob er nichts gehört hätte. Da trat der Herr zu diesem Dritten, streckte ihm das Geldstück hin und sagte: Da nimm; du bist der Faulste. Dieser aber langte nicht darnach, sondern erwiederte schläf-



rig: Seid so gut, Herr, und schiebt mir den Thaler in die Tasche!

War das ein fauler Knecht, so weiß ich eine Geschichte von einem Herrn, der sich mit ihm messen dürfte, und war dieser Herr ein Engländer. Bekanntlich befällt die Herren Engländer nicht selten das Heimweh nach der Fremde, so daß sie es auf ihrer nebligen Insel nicht aushalten, sondern wie verwunschene Prinzen durch aller Herren Länder ziehen und ihre Wunderlichkeiten zur Schau tragen. Ein solcher langer Engländer logirte einmal in einem großen Gasthose und schlief im Zimmer Nr. 6. In der Nacht brach Feuer aus und ein Kellner stürmte dienstfertig in das Schlafgemach des Insulaners und rief: „Um Gottes willen stehen Sie auf, Herr, es brennt im Hause!“ Der Gast schlug langsam seine Augen auf und fragte schlaftrunken: „Wo brennt's denn im Hause?“ Der dienstbare Geist erwiderte: „Auf dem Zimmer Nr. 10.“ Da entgegnete der Engländer unwillig: „Wie können Sie so unverschämt sein, mich in der Ruhe zu stören? Lassen Sie mich ruhig schlafen, bis es in Nr. 7 brennt, dann wecken Sie mich wieder.“ Damit drehte er sich auf das andere Ohr und schnarchte weiter. War kaltblütig genug, dieser Engländer.

Ob's unter uns auch Leute dieses Schlages gibt? Wo es sich um Geld und Gut, um Ehre und Ansehen, um Dinge, die man greifen, beißen und verdauen kann, wo es sich überhaupt um Zeitliches und Irdisches handelt, da regen und rühren wir uns, da wahren und wehren wir, da brennen wir auf in lichterlohe Flammen; wo es aber Unsichtbares und Uebernatürliches, wo es Gott und seinen Willen, wo es die eigene Seele und ihre Güter und Verluste anlangt, da gleichen wir dem Engländer auf's Haar und lassen uns sorglos die Feuersbrunst über den Hals kommen. Könnte ich nicht, wenn ich anders möchte, mit vollem Rechte sagen, vor einigen Jahren seien manche Regierungen in so schlaftrunkenem Zustande gewesen? Hat's nicht da und dort gebrenzelt, geraucht und die hellen Funken zum Dach und Fenster hinausgeschlagen? Und haben sich nicht Nachwächter und Kellner gefunden, welche den Schlafenden laut zugerufen: „Thut die Augen auf! Die Löschgeräthschaften auf den Platz, sonst verzehrt euch der Brand!“ Und hat man diesen Nachwächtern nicht Stillschweigen geboten und gesprochen: „Dieses Knistern und Funkeln ist nicht der Vorbote eines verzehrenden Brandes, sondern die liebliche Morgenröthe der Aufklärung und die

strahlende Fackel der Freiheit, und wenn es einmal in Nr. 7 brennen sollte, werden wir schon zur Hand sein!“ Und hat das Feuer nicht wirklich bis auf Nr. 7 und 6 um sich gefressen und hat die alte Löschmannschaft abziehen müssen? Und die konservativen Schlafmägen, als sie aus dem Schlummer aufgetrommelt und aufgerüttelt worden, haben sie sich nicht gähnend die Augen gerieben und unwillig gemurmelt: „Laßt uns in Ruhe! Das Feuer ist noch weit weg und ergreift uns nicht!“ Und als das Feuer sie dennoch ergriffen, sind sie nicht verduzt und rathlos dagestanden und haben hoffnungslos gerufen: „Da ist nicht mehr zu löschen?“ Und haben nicht dieselben „gutgestunten Bürger“ zur Stunde die Mägen tief über die Ohren gezogen und schlummern unter dem kühlenden Schatten des Kriegszustandes den süßen Schlaf des Gerechten und träumen von der goldenen Zeit, da die Polizeistunde nicht so streng oder vielmehr gar nicht gehandhabt wurde, und merken gar nicht, was in der Welt vorgeht und wie die Gluthen des Aufruhrs unermüdlich angeblasen werden? Dies und noch Vieles der Art könnte ich sagen, wenn ich wollte, aber ich will nicht. Sehen wir darum zu etwas Anderm.

Wenn dir die Sau aus dem Stall gekommen oder ein Kalbele auf der Waide sich verirrt und verlaufen hat, da gleichst du dem guten Hirten, machst dich auf, ergreift Stock und Geißel und ruft die Nachbarn an, damit sie dir helfen, das Verlorene zu suchen und zurückzubringen. Ich finde die Sache auch ganz in der Ordnung; leidet ja Niemand gern einen Verlust und möchten die Thiere vielleicht gar irgendwo Schaden anrichten, den du ersetzen müßtest. Aber warum bist du denn so nachlässig und schläfrig, wenn deine Kinder, dein eigen Fleisch und Blut, in die Irre laufen, die eigene unsterbliche Seele umbringen und in fremden Seelen grauenvolle Verwüstungen anrichten? Selten dir deiner Kinder durch Christi Blut erkaufte Seelen weniger, als ein Schwein oder Kind? Du verahrest sorgfältig den Laubenschlag, damit der Marder nicht hineinkomme und du thust recht daran; aber warum leidest du Besuche in deinem Hause, von denen du weißt oder wenigstens argwöhnst, daß sie es auf die Unschuld deiner Tochter abgesehen haben?

Ja die Menschen sind so seltsam und verkehrt, daß sie dem Feuer nicht nur nicht aus dem Wege gehen oder dasselbe zu löschen suchen, sondern sogar freiwillig in dasselbe hineinspringen, wie ein Sala-

mander. Du kennst das Haus und weißt die Gelegenheit, wo dein Herz in Brand geräth oder Kopf und Magen ungebührlich erhitzt wird; es ist dir nicht unbekannt, daß dadurch dein Geldbeutel, dein Geschäft, deine Gesundheit, deine Ehre und dein guter Name, deine Seele und dein Gewissen Noth leidet und du zeitlichem und ewigem Verderben entgegensteilst. Warum meidest du das Haus, warum fliehst du die Gelegenheit nicht? Siehe! dein Fleisch ist choleric und der Teufel auch und sie treiben, drängen, stoßen und zerren dich, aber deine Seele ist schläfrig und dein Wille lahm und faul und macht ihm zu viele Mühe, der Versuchung Widerstand zu leisten. Und doch willst du die Gelegenheit zur Sünde nicht fliehen und wähest dummsolz, du könntest dich in Gefahr begeben, ohne darin umzukommen, und lügest damit dich selber an, daß es eine Schand ist.

Von der Trägheit.

Vielleicht hast du bei obiger Geschichte von dem faulen Knechte gedacht, wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich hätte hurtig nach dem Thaler gegriffen. Kann sein, aber vielleicht langst du doch nicht nach allen Thalern, die du haben könntest. Es wird nämlich in unsern Tagen gar viel über Armuth und Verdienstlosigkeit geklagt und gezammert und sind doch viele Leute selbst Schuld daran durch ihre Faulenzerei. Wenn du von deinen Eltern auch keinen Kreuzer geerbt hast, bist aber stark und jung, so trägst du in deinen Armen doch immer ein beträchtliches Kapital. Wenn Einer täglich 15 Kreuzer verdient, so macht das jährlich ungefähr 75 Gulden, also gerade so viel, als wenn du 1500 Gulden Kapital zu fünf Prozent ausstehen hättest. Nun mögen aber Manche dieses ihr Kapital, nämlich die Kraft ihrer Arme, nicht nutzbringend anlegen, sondern lassen es brach liegen. Sie mögen nicht arbeiten, weil sie von Kindheit an an den Müßiggang gewöhnt und zum Betteln angehalten wurden, weswegen allein schon der Kinderbettel nicht sollte geduldet werden. Andere legen die Hände in den Schooß, weil ihnen die angebotene Arbeit zu niederträchtig, oder weil der Verdienst dabei gar zu klein sei; als ob irgend eine ehrliche Arbeit eines Menschen unwürdig und der Mensch nicht die Pflicht hätte, zu arbeiten, auch wenn kein Lohn damit verbunden wäre. Noch Andere würden, wie sie meinen, gerne angestrengt arbeiten, wenn sie nur eigene Aecker und eine eigene Werkstätte besäßen, aber für fremden Nutzen sich

besonders abzumühen, dünkt ihnen zu viel verlangt; als ob nicht auf dem fremden Acker auch ihr Brod wachse. Und wie der Müßiggang zur Lieberlichkeit führt, so führt hinwiederum die Lieberlichkeit zum Müßiggang. So sitzen in Städtchen und Dörfern rothbackige, dickarmige Mädchen, welche das Heirathen nicht erwarten konnten und, wie man sagt, ein- oder zweimal Unglück gehabt haben, und schauen behaglich zu, wie Andere im Schweiß des Angesichts ihr Brod verdienen, während sie ihre vaterlosen Kinder herumtragen und an der Sonne wärmen. Freilich hat ein anderes, armes, ehrliches Weib auch Kinder und geht dennoch ihren Feldgeschäften nach und schindet sich ab, um den Magdlohn zu ersparen, aber so eine ledige Mutter kann ihr Kind nicht aus der Hand lassen, es müßte denn gerade in der Nachbarschaft ein Jahrmart abgehalten oder in einem Wirthshause aufgespielt werden. So schießt sie denn Morgens früh das Hannele aus, um in einem Hause ein wenig „gute Milch“ für das Kind, nämlich für das kleine Mariannele, zu heischen, und weil eine leere Milch zu wenig stopft, so wird in einem andern Hause ein wenig „weißes Mehl“ zum „Pappen“ gebettet, dann steht das Hannele an einem dritten Orte um ein „wenig Schmalz“, weil die Mutter einen bösen Fuß hat, endlich muß er noch in einigen Häusern herumgehen, um einige ganze und halbe Kreuzer zusammenzubringen, damit die Mamma Eichorie und Zucker und Weißbrod kaufen kann, weil solche Personen blöde Magen haben und Suppe und Schwarzbrod nicht vertragen können. Und bitten und fordern derlei Leute mit einer Unbefangenheit, Zuversicht und Schamlosigkeit, als ob es sich von selbst verstünde, daß Andere für sie arbeiten und sie füttern. Es ist wahrhaft empörend, wie sie während der Heuet- und Aerndezeit, wo Alles zappelt und gabelt, breit hinsteht, über ihre Armuth klagen und gar noch Mitleiden mit ihrer Lage verlangen. Was aus ihren Kindern wird und wie der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, kannst du in deinem Dorfe beobachten.

Es gibt aber außer der leiblichen Faulenzerei auch eine geistige Trägheit und wird diese leider nicht nur bei solchen verkommenen Mädchen, sondern auch bei Leuten gefunden, die vor der Welt für ehrlich gelten, und zu denen vielleicht auch du gehörst. Du bist eben nicht bloß darum auf der Welt, daß du andern Menschen nicht zur Last fällst, sondern ehrlich dein Brod erwirbst und deine Kinder versorgst; du solltest auch Etwas haben, wenn du

von der irdischen Arbeit und den zeitlichen Gütern abgerufen wirst. Was hälfe es dir, so du die ganze Welt gewännest, littest aber Schaden an deiner Seele?

Wie steht's nun bei dir mit diesem Wirken und Erwerben für die Ewigkeit? Was bleibt dir übrig, wenn der Tod dich aus deiner zeitlichen Miethwohnung und Pachtung vertrieben? Gott hat deiner Seele so schöne und große Güter anvertraut, wie wird dir zu Ruthe sein, wenn du über deren Betrieb und Anbau sollst Rechenschaft ablegen? Hast du Fortschritte gemacht in der Erkenntniß Gottes und bist gewachsen in der Weisheit, die vom Himmel stammt? Oder meinst du vielleicht, das sei Aufklärung, wenn man den Katechismus vergißt und nicht mehr Alles glaubt, was die Mutter und der Großvater geglaubt haben? Examinir dich doch einmal recht ernstlich, nicht darüber, was du nicht glaubst, sondern darüber, was du fest und unerschütterlich glaubst! Vielleicht läßt sich dein Glaubensbekenntniß kurz zusammenfassen und lautet etwa: Ich glaube, daß ein Gott und ein ewiges Leben ist. Ist damit dein Glaubensbekenntniß abgeschlossen, so bist du in der religiösen Aufklärung ungefähr so weit gekommen, als ein Kalmuk, wenn du gleich einen Degen oder einen Schleierhut trägst. Gott bietet dir seine Offenbarung an, aber man trichtert sie dir nicht mit Gewalt ein; du mußt darnach langen und darfst nicht träge liegen bleiben.

Und du hast ein liebefähiges und liebedürftiges Herz und kannst ohne Liebe das Leben nicht aushalten. Wem gehört nun dein Herz und seine Liebe? Ist es Gott und dem Ueberirdischen zugewendet, oder hast du es hingegeben an die Erdscholle, den Geldsack oder an ein sauberes Stück Fleisch, das bald die Würmer fressen? Wenn du von allem Irdischen Abschied nehmen mußt, ist dann noch ein Gegenstand, an dem dein Herz mit ganzer voller Liebe hängt? Ach! ich fürchte, dein Herz ist viel zu eng und eingeschrumpft, viel zu lahm und abgehezt, als daß du mit seiner Liebe dich über Welt und Zeit zu erschwingen und Gott inbrünstig zu umfassen vermöchtest!

Und wie steht es mit den guten Werken? Du arbeitest so Vieles und strengst alle deine Kräfte an, geschieht auch Etwas daran Gott zu Lieb und Ehre? Wie viele Thaten kannst du aufweisen, die nicht aus Eigennuz und Selbstsucht, sondern aus reiner Liebe Gottes hervorgegangen sind? Und wie hältst du es mit dem Kreuztragen? Wie ist die christliche

Geduld und Gottergebenheit in Leiden und Widerwärtigkeiten? Möchtest du nicht einen andern Weg zum Himmel, als den Kreuzweg, und einen andern Reisesack, als das Kreuz? Und wenn du gesündigt hast, vielleicht vielfach, schwer und frech gesündigt, wie hast du Buße gewirkt und wirkst sie noch? Glaubst du etwa, es genüge zur Vergebung der Sünden ein kalt sinniges Bekenntniß derselben? Die Flecken der Sünde seien allenfalls so leicht aus der Seele zu vertilgen, so leicht man eine falsch gemachte Rechnung oder einen fehlerhaft geschriebenen Satz mit dem Schwamme von der Schiefertafel abwischt? Lebst du vielleicht der abergläubischen Ansicht, es bedürfe zur Versöhnung mit Gott keines Kreuzschmerzes, keiner Zerknirschung des Herzens, keines Wehethums in der Seele, keines Abschmeues vor der begangenen Sünde? Bertröstest du dich vielleicht einfältigerweise, die Absolution des Priesters habe Kraft und Gültigkeit, auch wenn du das ungerechte Gut nicht zurückstellst, Lüge und Verläumdung nicht widerruffst, mit den Feinden dich nicht ausöhnst? Glaubst du wahrhaftig, daß das Himmelreich Gewalt leidet und daß nur die, welche Gewalt brauchen, dasselbe an sich reißen? Glaubst du aufrichtig, daß der Weg zum Himmel schmal und steil und daß nur Wenige darauf wandeln? Oder wähest du im Widerspruche mit Christus, man dürfe keinen Sonderling spielen, sondern müsse zu dem großen Haufen halten und mit den Wölfen heulen, um an das rechte Ziel zu gelangen? Ich will dir zu guter Letzt in einem Beispiele zeigen, was Alles schon Leute von Fleisch und Blut, wie du, freiwillig unternommen haben, um Christo ähnlich zu werden und Sünden abzubüßen.

Die Trappisten.

Wenn man so in den weiten Gängen und Hallen eines Benedictinerklosters herumwandelt und schaut die prächtige Einrichtung und Ordnung, die große Bequemlichkeit, die reiche Büchersammlung, die weitläufigen Keller und die geräumige Küche, so mag Einen wohl die Lust anwandeln, ein Benedictiner zu werden und seine Tage sorglos unter Gebet und Studiren innerhalb vier Mauern zuzubringen, und ich gestehe, wenn nicht mehr als ein guter Wille dazu gehörte, so wäre ich schon Bibliothekar in einem Benedictinerkloster. In einem Klosterlein der Kapuziner sieht Alles ein wenig armselig aus und der Tisch ist oft, wenn keine Gäste da sind, mager genug besetzt, doch getraute ich mir als Kapuziner ein zufriedenes, fröhliches Leben zu führen. Kommt

man dagegen in ein Karthäuserkloster, so mag einem zwar die Großartigkeit der Gebäude und Anlagen gefallen, man mag seine Freude haben an dem herrlichen Viehstand und den großen Weinvorräthen, aber man ist doch ordentlich froh, wenn man wieder aus der Todtenstille heraus ist, wenigstens geht es mir so. Wenn ich mir aber gar vorstelle, ich müsse als ein Trappist mein Leben zubringen, so steigt mir ein gelindes Grausen auf. Diese Leute haben es eigentlich darauf abgelegt, der menschlichen Natur wehe zu thun und ihr zu Leide zu leben. Der Erfinder dieser merkwürdigen Lebensweise ist ein Franzose, der den langen Namen trug Armand Jean le Bouthillier de Rance, woraus du schon seine adelige Herkunft abnehmen kannst. Er führte nicht immer ein Trappisten Leben, obwohl er die Abtei la Trappe in der Normandie besaß, wo aber die Mönche noch nach der milden Regel des hl. Benedict's lebten. Vielmehr betrug er sich wie ein Weltmann, liebte ein gutes Glas Wein und eine heitere Gesellschaft und übersezte und erklärte zum Zeitvertreib die Liebes- und Schelmenlieder, welche ein alter heidnischer Dichter gemacht hat. Aber Gott hatte nun einmal beschlossen, aus dem Weltkinde Rance einen Trappisten zu machen, und wenn Er etwas beschlossen hat, so weiß er es durchzuführen. Durch schreckliche, erschütternde Ereignisse wurde der Liederdichter zur Besinnung gebracht, zum tiefsten Ernste und Nachdenken gestimmt; Tod, Gericht und Hölle trat ihm lebendig vor die Seele. Da verließ er die Stadt Paris, zog sich in das Kloster la Trappe zurück, legte das Ordenskleid an, wurde Abt und gab nun seinem Kloster die außerordentlich strenge Regel. Was führen nun diese Trappisten für ein Leben? Wir wollen zuerst ihre Montur betrachten, weil Kleider Leute machen.

Ein Trappist trägt eine lange, grobe, grauschimmelfarbige Kutte mit weiten Ärmeln, welche bis zu den Waden aufgeschürzt und mittelst lederner Riemen festgehalten wird, die durch seitwärts an der Kutte angebrachte Ringe gezogen sind. Unter der Kutte trägt er weiße, lange und weite Hosen, welche von etwas feinerer Wolle gemacht sind; dann Socken von derselben Welle und Holzschuhe, welche mit Heu oder Stroh ausgestopft sind. Ueber der Kutte ist eine Kapuze von schwarzer Wolle, woran



K.A. HOHENSTIN.

nach vorn und hinten zu zwei Fuß breite Streifen bis an die Kniee herabhängen. Diese zwei Streifen bilden mit dem ebenfalls schwarzen ledernen Gurte um den Leib, sowohl auf dem Rücken als auf dem Vordertheile des Leibes ein Kreuz, das von der weißwollenen Kutte auffallend absticht. An der linken Seite hängt ein Rosenkranz und ein Messer. In der Kirche hängt der Trappist noch einen großen, weißwollenen Mantel mit Ärmeln und Kapuze über, den er aber bei der Arbeit nicht tragen darf. Keiner darf seine Kleidung ablegen, weder bei Tag noch bei Nacht; sie wird nur alle Monate gewechselt und gewaschen. Der Maler hat da oben auf dem Bilde dem Mönche einen langen Bart hingezichnet; er hat daran Unrecht gethan und vermuthlich vergessen, daß die Trappisten nicht bloß das Kinn, sondern auch den Kopf kahl scheeren.

Jetzt wollen wir schauen, wie diese Mönche schlafen. Wenn wir in ihr Schlafzimmer hineintreten, so erblicken wir von Möbel, oder Geräthschaften

nach nicht das Geringste; kein Tisch, kein Stuhl, keine Bank, ja nicht einmal ein Bett oder eine Bettstatt ist zu sehen. Wo liegen sie denn? Jeder schläft auf einem, zwei Fuß von der Erde abstehenden, mit sargähnlichen Fuß-, Kopf- und Seitenbrettern eingefasteten Brette, weshalb man auch sagt, sie schlafen in ihren Särgen. Auf dieses Brett ist ein grobes Tuch genagelt, aber nicht, damit der Trappist weicher liege, sondern aus Sparsamkeit, damit die Kutte auf dem harten Holze nicht so bald abgerieben werde. Diese Bettladen, wenn man sie so nennen darf, sind sämmtlich einen Fuß zu kurz, damit sich der Schlafende nie ganz ausstrecken könne; nur sein Sargbrett hat die ganze Länge, dies soll sein Trost sein und seine frohe Aussicht auf den langen Schlaf im Grabe. Statt der Bettdecke findet sich ein grobes Stück Tuch, statt des Kissens ein kurzer Strohsack. So steht es mit ihrer Schlafbequemlichkeit; aber vielleicht werden sie entschädigt durch reichliche Mahlzeiten? Das Speisezimmer ist just so prachtvoll und üppig hergerichtet, wie die Schlafkammern, es ist gerade das Alles vorhanden, was man nothwendig zum Essen braucht, hölzerne Tische, hölzerne Bänke, auf denen das Essen gar nicht wohl thut, hölzerne Teller und Messer und Gabeln und damit Puntum. Jeder bekommt seinen Wasserkrug, den er beim Trinken mit beiden Händen fassen muß; verschüttet er einen Tropfen, läßt er eine Brodkrume fallen, so will das Geseh, daß er sogleich hinknie und den Vorsteher durch Zeichen um Vergebung flehe, die er mittelst eines Schläges mit dem Hammer auf den Tisch, jedoch immer nur auf Fürbitte eines Bruders erhält. Auf ihre kostbare Tafeln wird aufgetragen Wasser, Brod, Kartoffeln, Äpfel, Nüsse und mit Wasser und Salz gekochtes Gemüse, aber wohlgerneht nicht all dieß an Einem Tage, Eine Speise langt. Butter, Eier und Milch und dergleichen Dinge sind als zur Ueppigkeit und Weichlichkeit führend verpönt. Es ist schon festgesetzt, wie hoch sich die Ausgabe für Nahrung und Kleidung eines Trappisten alljährlich belaufen darf, nämlich für die Kost auf siebenzehn Gulden und für die Kleidung auf vier Gulden und zwölf Kreuzer. Da braucht Mancher mehr für die Stiefel und ich weiß in einer Badestadt ein Haus, in welchem ein recht vornehmes Mittagessen ohne Wein mehr als achtzehn Gulden kostet. Geessen wird bei den Trappisten zwischen drei und vier Uhr, und wer zu spät kommt, darf nüchtern auf sein Brett liegen.

Was thun denn aber diese Leute? Zuerst will

ich sagen, was sie bei schweren Strafen nicht thun dürfen. Sie müssen vor Allem das strengste Stillschweigen beobachten und darf das ganze Jahr kein Laut über ihre Lippen, als, wenn sie einander begegnen, der Gruß: Memento mori (Denk an's Sterben). Deshalb darf der Fehlende auch bloß durch Zeichen um Verzeihung bitten. Keiner kennt seinen Tisch und Schlafnachbarn, keiner weiß woher der Andere ist oder auch nur wie er heißt. Natürlich muß bei solchen Bewandnissen ein Trappist mit der Welt auch gründlicher gebrochen haben, als das preussische Ministerium mit der Revolution. Er darf durchaus keinen Besuch empfangen, darf mit Verwandten und Bekannten keinen Briefwechsel unterhalten, er ist todt für Alles, was in der Welt vorgeht. Ich habe mir sogar sagen lassen, wenn der Vater oder die Mutter eines Trappisten gestorben, so werde dieß Allen miteinander so bekannt gemacht: „Es ist der Vater Eines von euch gestorben; laßt uns für seine arme Seele beten!“ Wenn es sich so verhält, so gehört dieß offenbar zu dem Peinlichsten, was man sich denken kann. Das Verbot des Stillschweigens erstreckt sich auf Alle, außer den Arzt, den Hausmeister, der die Fremden herumführt, und den Kellermeister oder Fremdenbruder, der sie bewirtheht. Und trotz dieses Sprachverbotes hat es, was fast unglaublich klingt, sogar Trappistinnen gegeben und hat keine geringere solche Klöster gestiftet, als die Prinzessin von Conde!

Was nun ihre Arbeit betrifft, so sind sie einmal gehalten, eilf Stunden des Tages im Gebete zuzubringen. Du denkst vielleicht, da wird ihnen zu etwas Anderm nicht mehr viele Zeit übrig bleiben. Allein die Trappisten haben längere Tage als andere Leute, weil sie nur wenige Stunden schlafen und schon um 12 Uhr Nachts aufstehen. Du verschläfst gar viele Zeit unnöthigerweise. Wenn sie nicht mit Gebet beschäftigt sind, müssen sie Handarbeiten verrichten und nicht etwa leichte, wie Bücher abschreiben, Spinnen, Strohflechten u. dergl., sondern schwere Feldarbeiten. Sie müssen ackern, pflanzen, graben, Holz fällen, Sümpfe trocken legen, Wälder ausstocken u. dergl. und dürfen in der Hitze des Tages nicht einmal den Schweiß aus dem Gesichte wischen und sich abtrocknen. Während der Arbeit klafcht der Vorsteher von Zeit zu Zeit in die Hände, dieß ist ein Zeichen, sich im Geiste zu versammeln und fromme Betrachtungen anzustellen. Hat Einer an der ihm aufgetragenen Arbeit Freude, so muß er es beichten, damit ihm etwas Unange-

nehmeres übertragen werde. Nicht einmal im Garten läßt man sie Vergnügen schöpfen; denn der Garten ist zugleich der Kirchhof und steht immer ein Grab offen für den, der zunächst stirbt.

Weil aber diese Lebensweise und Beschäftigung noch nicht hinreichen möchte, die Gelüste des Fleisches niederzuhalten, so haben sie noch einige Instrumente, womit sie sich den Kitzel vertreiben. Ein solches Instrument ist z. B. der Gürtel von Eisendraht, den sie auf bloßem Leibe tragen. Er besteht aus zwei mit einander verbundenen Ringen, deren jeder mit zwei eisernen Spitzen versehen ist, damit er besser am magern Leibe festhält. Ein anderes liebliches Werkzeug besteht in einer Geißel, welche aus einer Büschel langer, mit vielen harten und dichten Knoten versehenen Zwirnsfäden verfertigt ist und deren Gebrauch von selbst einleuchtet. Außer diesen besitzen sie noch einige andere Korrektionsmittelchen, mit deren Aufzählung aber ich dich verschonen will, da du an dem Angeführten schon genug hast. Wann haben denn diese Trappisten gelebt! Etwa zu den Zeiten, da die Leute zu Tausenden in die Wüste flohen und Einsiedler wurden? Der Trappistenorden wurde gestiftet im Jahre 1664 und besteht, obwohl er sich wegen seiner übergroßen Strenge nie gar sehr verbreitet, bis auf den heutigen Tag und wenn du einmal in's Elsaß in die Fabrikstadt Mühlhausen kommst, kannst du einen Spaziergang auf den Delenberg machen und daselbst solche Mönche in Augenschein nehmen. Auch in

Italien, Spanien, Algier und Nordamerika leben solche Kostverächter und in Irland haben sie in wenigen Jahren aus einer öden Wildniß ein fruchtbares Erdreich geschaffen.

Vielleicht denkst du, diese Trappisten sind offenbare Narren und ihr Thun und Treiben ist Thorheit. Ich will darüber gar nicht mit dir streiten, habe das Ding auch nicht deswegen hergeschrieben, um dich zu bereben, in ihren Orden einzutreten, hat mich auch selber noch nie die Lust angewandelt, es zu thun; sondern ich sage nur so viel: Diese Trappisten sind von demselben Teige gemacht, haben Fleisch und Blut, dieselben Bedürfnisse und Leidenschaften, wie du und ich; und diese Männer unterziehen sich Gott und ihres Seelenheilens zu Lieb so großer Entbehrungen, Entsaugungen und Abtötungen freiwillig ohne allen Zwang; und diese Männer werden einst mit uns vor dem Gerichte Gottes stehen, um zu empfangen nach ihren Werken — und da fragst es sich ob wir uns ihnen gegenüber unserer Eitelkeit, Bequemlichkeit, Weichlichkeit und Lauigkeit, unseres Kaltsinnes und Mangels an Eifer nicht schämen und ob wir nicht möchten zu leicht erkunden werden auf jener genauen Wage, auf welcher dort unser Thun wird abgewogen werden. Wenn du heute noch sterben müßtest, wärest du wahrscheinlich froh, wenn du wie ein Trappist gelebt hättest.

Ich hätte noch Etwas von den Klöstern sagen mögen, weil aber der Kalender voll ist, sage ich bloß noch: V'hit Gott!